UC-NRLF
$B 260 209

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Um den Glanz des Ruhmes.

Von

Salvatore Farina.

Engelhorns
Allgemeine

FROM THE LIBRARY OF
KONRAD BURDACH

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

ek.

lker.

5 Pf.

erhoben
erarisches
eil darin
gemeinen
n vielen
n Muße-
möchten,
u einem
ibliothek

heken,

ane aller
ner und

toff eines
oftet.
ein voll-
rtsetzung

folgt" wegfällt.

Der neue Jahrgang wird vorzügliche Werke der beliebtesten deutschen und ausländischen Schriftsteller bringen, unter andern von **Hans Hopfen, Ernst Remin, A. Daudet, G. Ohnet, A. Theuriet, O. Feuillet, H. Malot, H. Gréville, M. E. Braddon, H. Aidé, F. C. Philips, A. Kielland, A. Fogazzaro.**

Die nachstehenden Romane des ersten, zweiten und dritten Jahrganges können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohnegleichen gefunden – 202 Auflagen – und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiß auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Voll von spannender Handlung.

Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem exotischen Reiz.

Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein liebenswürdiger Roman aus der russischen Aristokratie.

Vornehme Gesellschaft. Von H. Aidé. Aus dem Englischen.
Das englische high life wird in diesem gediegenen Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. 2 Bde.
Dem „Hüttenbesitzer" an interessanter Charakterzeichnung ebenbürtig.

Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon.
Von dem historischen Hintergrund des belagerten und des unter der Herrschaft der Commune brennenden Paris hebt sich in diesem Roman, der zu den gelungensten Schöpfungen der beliebten Verfasserin zählt, eine anmutige Liebesgeschichte ab, deren sympathische Figuren geschickt mit den politischen Vorgängen in Beziehung gebracht sind.

Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Mit besonderm Vergnügen kündigen wir diesen überaus graziösen Roman aus der feinen Feder Halévys an, welcher, ohne spannend im gewöhnlichen Sinne zu sein, doch einen außerordentlichen und dauernden Erfolg errungen hat.

Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Litteratur.

Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die New-Yorker Zeitung „Sun" schreibt darüber: Der bemerkenswerteste aller seit einem Jahre erschienenen englischen Romane und gewiß derjenige, welcher die meisten Leser finden wird.

Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
In dieser herzerfreuenden Erzählung aus dem Leben einer kleinen französischen Provinzialstadt atmet alles Frische und Gesundheit. Theuriets unvergleichliches Talent für feine Charakterzeichnung wie poetische Naturanschauung kommt darin zu voller Geltung.

Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein Kabinettsstück eleganter und plastischer Darstellung.

Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Kraszewski bietet hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung ein originelles Bild der Zeit August des Starken, das in jedem Zuge den Meister historischer Kleinmalerei verrät.

Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine vortrefflich geschriebene, spannende Familiengeschichte.

Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
In diesem mit größter psychologischer Feinheit gezeichneten Charakterbild bewährt sich Kielland als Meister ersten Ranges.

Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Ein Charakterbild von frappanter Schärfe und Wahrheit.

Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Auch in dieser seiner jüngsten Dichtung entfaltet der leider nun schon verstorbene Verfasser die Eigenschaften, welche ihn in seiner Heimat rasch so berühmt gemacht haben: glänzendes Erzählertalent und die Gabe, den Leser von der ersten Seite bis zum Schluß in Spannung zu erhalten.

Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog.
Daß Friedrich Spielhagen es für der Mühe wert gehalten hat, diese Novellen selbst zu übersetzen, ist wohl die beste Gewähr für deren ungewöhnliche Bedeutung.

Die Heimkehr der Prinzessin. Von **Jacques Vincent.** Aus dem Französischen.

Der ganze Zauber orientalischer Pracht ist über diese duftig und graziös erzählte Geschichte ausgegossen, in welcher ein armes, auf fremden Boden verpflanztes Mädchen sein rührendes Schicksal erzählt.

Ein Mutterherz. Von **A. Delpit.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Verfasser hat seinem tief ergreifenden Roman eine wahre Begebenheit aus der französischen Aristokratie zu Grunde gelegt, welche vor einigen Jahren großes Aufsehen gemacht hat.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Ein Roman von packender Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prächtigen warmblütigen Menschen: ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

Helene Jung. Von **Paul Lindau.** Eine seltsame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Gotha erzählte rätselhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat.

Maruja. Von **Bret Harte.** Aus dem Englischen.

Maruja ist ein Roman aus jener wunderbaren kalifornischen Gesellschaft, die Bret Hartes eigentliche Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Bilder gesellschaftlicher Eleganz und feenhafter Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Kühnheit.

Die Sozialisten. Aus dem Englischen.

Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century" hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strotzt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie seit Sealsfield-Postel nicht mehr gesehen haben.

Criquette. Von **L. Halévy.** Aus dem Französischen.

Halevys liebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser sinnigen und poetischen Schöpfung in vollem Glanze. Etwas Anmutigeres als die fein ciselierte Schilderung der rührenden Freundschaft zweier Pariser Straßenkinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von **Adolf Wilbrandt.**

Unwiderstehlich fühlt sich der Leser von diesen durch feine Seelenmalerei ausgezeichneten Schöpfungen gefesselt, in welchen sich Wilbrandt von neuem als vollendeter Novellist zeigt, während zugleich der lebendig geführte, pointierte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

Die Illusionen des Doktor Faustino. Von **Valera.** Aus dem Spanischen.

Eine Art spanischen Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses Romans zeichnen. Jedenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Zu fein gesponnen. Von **B. L. Farjeon.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

Eine erschütternde Tragödie aus dem täglichen Leben.

Gift. Von **Alexander Kielland.** Aus dem Norwegischen.

Sittlicher Ernst, ein tiefes Gemüt und gründlichste Menschenkenntnis offenbaren sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehört, was der nordische Dichter geschaffen hat.

Fortuna. Von **Alexander Kielland.** Aus dem Norwegischen.

Die Fortsetzung von „Gift".

Lise Fleuron. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit bekannter Ohnetscher Meisterschaft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch fein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Bretterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von **Salvatore Farina.** Aus dem Italienischen.

Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch liebenswürdigen Humor, sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

Auf der Woge des Glücks. Von **Bernhard Frey** (M. Bernhard).

Sympathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohlgelungenen, anziehenden Ganzen.

Die hübsche Miß Neville. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Sie ist nicht nur „hübsch", diese Miß Neville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärstation im fernen Indien mit ihrem farbenschimmernden, glänzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesselnd und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich bezaubert wie ihre Umgebung.

Die Verstorbene. Von **Octave Feuillet.** Aus dem Französischen

„Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat."

Athenäum.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierter Jahrgang. Band 19.

Um den Glanz des Ruhmes.

(Pe' belli occhi della gloria.)

Bilder, fast nach dem Leben gezeichnet

von

Salvatore Farina.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen

von

Florentine Schrader.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1888.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

PQ4688
F3P44

Vorrede.*)

Farinas neuestes Werk ist einfach. Die diesmal von seiner Hand gezeichneten Figuren erscheinen beinahe als nur skizzenhaft hingeworfen. Mit so feinem und zugleich sicherem Stifte aber sind die Linien gezogen, daß aus dem, was wir in scheinbar flüchtigen Umrissen empfangen, die Meisterschaft eines Schriftstellers herausleuchtet, der kein Wort umsonst und keines zu wenig sagt, und in jedem, das er sagt, die geeignete Wahl traf. Diese Sicherheit der leitenden Autorität empfinden wir auch da, wo man sie mehr ahnt als sich über sie Rechenschaft zu geben im stande wäre. Man gerät bei der Lektüre in die Empfindung hinein, daß des Dichters Phantasiearbeit und die von ihm angewandten sprachlichen Mittel einander decken, und zugleich, daß jeder gelesene Satz als Anstoß zu eigener, weiterbildender Phantasiearbeit innerhalb unserer selbst wieder wirksam werde. Bei der uns vorgespielten, der äußeren Bewegung nach höchst geringfügigen Komödie — ich wähle diesen Titel, obgleich es sich um eine Novelle handelt — identifiziert man sich so sehr mit der Denkweise der agierenden Personen, daß man in die Zentralstelle ihrer inneren Lebensarbeit gelangt zu sein vermeint, wo das

---

*) Diese von Herrn Geheime Regierungsrat Professor Dr. Herman Grimm verfaßte Vorrede ist nicht für die vorliegende Uebersetzung geschrieben, sondern der „Nationalzeitung" entnommen und wird auf Wunsch des Herrn Salvatore Farina und mit der gerne erteilten Zustimmung des Verfassers hier wieder abgedruckt.

Die Verlagshandlung.

M326362

Räderwerk des Charakters unverhüllt arbeitet. Was Salvatore Farina uns hier liefert, ist reines Extractum vitae humanae. Vielleicht zu rein! Bei der dem Dichter angeborenen Aufrichtigkeit hat er nicht unausgesprochen lassen wollen, es sei, was er bringe, weder Roman noch Novelle, sondern er gebe scene quasi vere: Ausschnitte aus dem Leben in natürlichster Beleuchtung. Vielleicht daß sich daraus der Vorwurf ergeben könnte, es habe bei dem Bestreben, die Wirklichkeit zu wiederholen, die künstlerisch abschließende Form gelitten, es fehle dem Rahmen, der diese Erlebnisse umschließt, etwas an Stärke. Ich für mein Gefühl wieder würde diesen Vorwurf nicht erheben. Mir ist alles recht wie es dasteht und ich habe manche Seite gleich zum zweitenmale gelesen, in der Hoffnung, es möchten hier oder da einige Worte von mir übersehen worden sein, die sich noch einheimsen ließen.

Um zu zeigen, was hiermit gemeint sei, lasse ich die Uebertragung einer Szene folgen, die weder die beste noch die entscheidende neben den übrigen ist, aber die Art der Darstellung anschaulich macht.

Held der Erzählung ist ein siebzigjähriger Maler, den wirkliche Leistungen, günstige Zufälle und die Künste einer guten, gescheiten Frau sein lebenlang im Vertrauen erhalten hatten, zu den Größen seines Faches zu gehören. Signor Mattia geht somit bis beinahe zum Abschlusse seines Daseins im guten Glauben an seine Berühmtheit dahin; als die Frau aber gestorben ist, merkt er, anfangs in nur ungewisser Empfindung, daß ohne weitere Unterstützung dieser Glaube doch nicht mehr aufrecht zu halten sei, und beruft seinen auswärts studierenden Sohn Tito nach Hause, ebenfalls Maler, aber Realist, während Mattia ein Idealist der alten Schule ist, die mit korrekten Linien und verschwommenen Ideen operiert. Der Sohn, pietätvoll und gut, sucht die Rolle der Mutter weiterzuspielen, was ihm der traurige Umstand erleichtert, daß Mattia erblindet. Nun sitzt der alte Herr im Atelier des Sohnes und wird bei allem, was an ihn herantritt, in der Ueberzeugung bestätigt, ein in seiner Laufbahn unterbrochener großer Künstler zu sein.

Einer der Hauptwünsche Mattias ist, der Sohn möge sich verheiraten. Tito aber hat Unglück gehabt. Mit einem Modelle, Cerisa, einem von den dämonisch schönen Mädchen, die Farinas Spezialität sind: ein zeitweise in Glut geratender Eiszapfen, die dem jungen Maler für einen Tag von vier-

undzwanzig Stunden sich hingegeben und ihn dann auf Nimmerwiedersehen verlassen hat. Cerisa, die aus dem Herzen Titos nicht weichen will, antwortet nicht mehr auf seine Briefe und hat ihm Freude und Hoffnung geraubt. Nun nimmt die Erzählung den Lauf dahin, daß Sofia, die Tochter eines in fast dürftigen Umständen lebenden Malers, zum alten Mattia ins Haus berufen wird, um ihm allabendlich gute alte Musik vorzuspielen. Zwischen Sofia und Tito entsteht ein Zustand wechselseitigen Vertrauens, das beide Teile um so sicherer für reine Freundschaft ansehen, als auch das junge Mädchen eine Art unglückliche Liebe im Herzen trägt: ein tiefes Mitgefühl für den jungen Lehrer Tonio hat sie ergriffen, der seinerseits wieder als hoffnungsloser Liebhaber der blonden schönen Schwester Sofias, Giudittas, welche gar nicht daran denkt einen armen Lehrer zu heiraten, jeden Abend Sofia erwartet, um sie nach Hause zu bringen (er ist der Cousin der beiden Mädchen) und um ihr auf dem Wege über Giudittas Grausamkeit klagen zu dürfen. Zu diesem armen Jüngling also hatte Sofia eine stille Neigung gefaßt und ihr Geheimnis Tito anvertraut. Man sieht, in wie bescheidenen Kreisen die Dinge sich ereignen.

Nun weiß Farina allmählich das Gefühl in den Leser einschleichen zu lassen, Tito sei getröstet ohne es zu wissen, und eigentlich sei auch Sofia bereits von Tonio zu Tito übergegangen, und eine der Szenen, in denen dies zum Durchbruche kommt, soll in der Uebertragung nun folgen.

Eines Abends also, nachdem Sofia dem alten Mattia Cimarosa oder Mozart vorgespielt hat, tritt Tito in hoher Aufregung mit einem Briefe herein, worin die längst verschollene Cerisa meldet, sie sei in unglücklich verlassener Lage und werde nächster Tage erscheinen, um ihm sein und ihr Töchterchen zu bringen, das er nun nicht verstoßen werde. Die fast in Schatten versunkene Schönheit steht als Mutter eines Tito gehörigen Kindes plötzlich wieder auf dem Kampfplatze! Für Tito und Sofia war die Stunde jetzt gekommen, sich klar zu werden, wie sie beide zu einander standen. Der Leser erwartet eine Erklärung und Farina scheint sie vorzubereiten. Es entsteht eine Art von Schwüle zwischen den drei Personen, die zusammensitzen und den Brief gelesen haben, bis Sofia, der ihre Gefühle zu übermächtig werden, aufsteht: sie wolle nach Hause gehen. Früher als sie gewöhnlich zu

gehen pflegte. Man hält sie nicht und fragt nicht, warum. Sie macht sich fertig.

Hören wir nun das Weitere. Die Bescheidenheit, mit der Farina verfährt, die Gedämpftheit des Tones, in dem er erzählt, kennzeichnet seine Art und Weise.

„Ich gehe mit Ihnen zur Hausthüre hinunter," sagte Tito.

Als sie unten waren, fügte er hinzu: „Fräulein, ich begleite Sie bis zu Ihnen. . . . Sie erlauben es mir?"

Das junge Mädchen gab keine Antwort.

„Dürfte ich Ihnen etwas sagen?" . . . fährt Tito fort.

„Mir?" fragt Sofia mit unsicherer Stimme. Und, als suchte sie einen Schutz gegen etwas, von dem sie sich eisern eingeklemmt fühlte, sagte sie leise: „Tonio!"

Sofort aber auch bereute sie, Tonios Namen mit diesem Accent genannt zu haben, und setzte in ziemlich kunstloser Unbefangenheit hinzu: „Tonio bringt mich jeden Abend ja nach Hause; heute aber gehe ich früher als gewöhnlich. Vielleicht ist er noch nicht da. Wir wollen nachsehen."

Sie machte die letzten Stufen der Treppe fast einen Sprung hinunter und zog die Hausthüre auf, damit ihr die kalte Nachtluft ins Antlitz schlüge.

Auch Tito sah die stille Straße hinunter.

„Niemand da," sagte er. „Ich gehe also mit Ihnen?"

Dem Mädchen aber fiel ein, daß wenn Tonio doch vielleicht später käme, er dann in alle Ewigkeit hier stehen würde.

„Wir wollen auf ihn warten. Ist es Ihnen recht?"

Sie standen ein paar Augenblicke im äußeren Raume der Hausthüre; im Dunkeln fand Tito Sofias Hand. Aber er sagte noch immer das nicht, was er, wie ihm schien, dem Mädchen jetzt zu sagen hätte. Dann tönten schnelle Schritte durch die schweigende Straße heran.

„Tonio!" rief Sofia aus und machte sich von Titos Hand los, die sie zurückhielt. Jetzt, wo der Abschied dringend bevorstand, brachte Tito sein Geständnis hervor. Er sprach dem Mädchen dicht ins Ohr: „Sofia, was ich Ihnen zu sagen hatte, war nur dies, daß ich Sie liebe — daß ich dich liebe — daß ich jetzt gewiß bin, dich immer geliebt zu haben."

Tonio war bis auf zwei Schritte heran.

„Gute Nacht," preßte das Mädchen hervor und lief Tonio entgegen.

„Schon hier!“ sagte der junge Mann, als er Sofia auf ihn losstürzen sah.

„Ja. — Ich wollte früh zu Bette gehen. — Signor Tito wollte mich begleiten. An der Thür aber sah ich dich.“

„Was hast du? Dir ist nicht recht wohl?“

„Sehr, sehr wohl!“

Sofia ging vorwärts. Sie ging, als hätte sie es sehr eilig. Ihr Begleiter hatte Not, ihr nachzukommen. Die Sache kam ihm fragwürdig vor.

„Sofia,“ sagte er nach einer Weile, „du hast wahr und wahrhaftig nichts Unangenehmes erlebt?“

„Nichts; ich bin nur etwas aufgeregt. Ich könnte die Nacht ein bißchen Fieber bekommen. Fühle einmal . . .“

Tonio machte Halt, um seiner Cousine den Puls zu fühlen. Es dauerte eine Weile. Er sagte, eigentlich verstehe er nichts davon, aber es komme ihm allerdings vor, als ob . . .

Das junge Mädchen fing wieder an fast zu rennen und Tonio hinterher. So kamen sie an ihre Hausthüre. Jetzt nahm Sofia das Wort.

„Tonio,“ sagte sie, „warte abends da nicht mehr auf mich. — Weißt du, ich hatte nie daran gedacht, daß du da manchmal lange zu stehen hättest.“

„Warum nicht?“

„Aus verschiedenen Gründen. — Und außerdem, ich will nicht in Begleitung gehen. Und dann ist auch sehr zweifelhaft, ob ich noch wie früher regelmäßig abends dahin gehe. Und wäre das dann nicht der Fall, dann ständest du unnötigerweise da und wartetest. Ich danke dir recht herzlich für alles Frühere und für alles was du in Zukunft gerne noch für mich gethan hättest. Hier aber soll nun ein Abschluß sein. Es ist mein entschiedener Wille.“

„Dein Wille?“ fragte Tonio, der nicht wußte, was er denken sollte.

„Mein Wille! Wille ist das Wort dafür.“

Der junge Mann sah dahin und dorthin, als wartete er auf Worte für etwas, das nicht recht herauskommen wollte. Endlich sagte er mit schwächlicher Betonung: „Ich komme morgen — um zu hören, ob du Fieber gehabt hast.“

„Werde kein Fieber haben. Alles ist vorüber. Sieh.“

Tonio fühlte ihr wieder den Puls. Es sei ihm doch nicht unzweifelhaft, daß nachts nicht ein ganz leichter Anfall käme.

„Ich komme doch morgen."

„Nun, so komm. Gute Nacht."

Meine Phantasie wird durch den einfachen Wortwechsel in hohem Grade angeregt. Ich vernehme alles, ich sehe die jungen Leute vor mir. Ich höre Sofias Herz schlagen. Ich sehe sie ihre Schritte beschleunigen. Ich empfinde, wie sie, noch ohne zu wissen, was sie Tito antworten solle, sich symbolisch von Tonio loszumachen sucht. Man ahnt, daß Tonio selber begonnen habe, Sofia mehr um ihrer selbst willen allabendlich zu erwarten. Und wie Sofia das gleichfalls nun ahnt und wie sie, jetzt sicher wissend, daß Tito sie liebe, zugleich schon von neuen Bedenken sich bedrängt fühlt, die aus Titos Verhältnis zu Cerisa als Mutter seines Kindes hervorgehen: was ich hier bewundere, ist nicht die Erfindung dieser einfachen Erlebnisse, sondern die vollendete Kunst Farinas, sie uns verständlich zu machen, ohne sie auszusprechen.

Wie beinahe unmöglich aber, diesen Gesprächen in unsrer Sprache gerecht zu werden. Tito sagt zu Sofia: „la cosa che io le doveva dire è solamente questa, che le voglio bene. che le voglio bene tanto, che ora sono proprio sicuro di averle sempre voluto tanto bene." Welcher Unterschied ist zwischen voler bene, mit der Steigerung voler tanto bene, und amare? Die Wörterbücher erklären voler bene richtig mit amare. In manchen Fällen ließe es sich mit gut sein, oder mit lieb haben übersetzen. Amare ist um eine Spur pathetischer, es drückt das vollendete Gefühl aus, voler bene mehr nur erst den Weg dazu. Der Schluß der Novelle bringt ein kurzes Gespräch zwischen Tito und Sofia. Ma io t'amo molto e non soffro, sagt sie. Mi amerai anche di più ... vedrai — antwortet er. Warum heißt es hier nicht ma io ti voglio bene tanto 2c.? — weil amare hier eingestandene Liebe als fertigen, feststehenden Zustand meint, voler bene aber nur Sehnsucht, die der eine und der andere hegt, das noch unausgesprochene Gefühl, das erst zum amare werden wird, bedeutet. Wie aber hätte ich in unserem Falle ohne „lieben" oben auskommen sollen? Hätte ich übersetzt: Was ich dir sagen wollte, Sofia, war nur dies: daß ich dir von Herzen gut bin, daß ich dich lieb habe, daß du mir teuer bist, daß du 2c. Alles das würde hier die rechten Dienste nicht geleistet haben. Und dann sagt er, che le doveva dire, worin nicht nur liegt, daß er sprechen wollte, sondern auch

zu sprechen sich verpflichtet fühlte, und zwar eine Mitte zwischen beiden, an sich ja völlig nichtbedeutenden Wendungen. Dennoch liegt in dem simplen doveva gerade deshalb hier so viel, weil Titos Gedanken sich dadurch offenbaren; in der Umschreibung würde doveva etwa lauten „die Dinge sind so weit gekommen, daß ich nicht mehr schweigen darf: meine Pflicht ist, mich auszusprechen, deine, mich wenigstens anzuhören" 2c. Mancher andre Schriftsteller hätte genau die gleiche Phrase schreiben können „la cosa che io le doveva dire" ohne daß es uns einfiele, den Klang der Worte in Betracht zu ziehen, es sind Worte wie andre Worte: hier aber erwägt man sie! Le voglio bene wird unzählige Male von italienischen Lippen hingesprochen: hier aber, bei der Fassung dieses Geständnisses kommt es auf sie an, als seien sie nie zuvor gebraucht worden. Tito will zu dem jungen Mädchen nichts von einer Leidenschaft sagen, die sie ihm einflöße, sondern nur auf das Eindringlichste aussprechen, daß sie ihm jetzt näher stehe, als jedes andre sterbliche Geschöpf; darauf kommt es hier eben an, daß dies von ihr empfunden werde. Amare hätte hier litterarisch kalt geklungen, viel intimer mußte das rechte Wort lauten, und so sagt Tito denn le voglio bene, und fährt fort: le voglio bene tanto, eine Steigerung, die, wenn wir le voglio bene mit „ich liebe dich" übersetzen, wiederum im Deutschen nicht zu erreichen war. Jeder kennt das Volkslied mit dem Refrain: Ti voglio ben assai, ma tu non pens' a me — wie sollte dem vollen Umfange nach das deutsch gegeben werden? Welcher Unterschied waltet zwischen assai und tanto? Es ließe sich erwidern, daß beide Worte hier durchaus dasselbe ausdrücken und vielleicht täusche ich mich nur, wenn ich trotzdem einen Unterschied empfinde. Ti voglio ben assai, heißt abschließend, ich liebe dich sehr; ti voglio ben tanto besagt: so sehr, daß — und ein Rest von Gedanken, der unausgesprochen bleibt. Wie wir sagen: ich liebe dich so sehr! — keine abgebrochene Phrase, aber als solche zu denken. Vielleicht sind das alles viel zu fein empfundene Unterschiede. Der eine Autor aber reizt uns, solchen Deutungen nachzugehen, der andre übt diesen Reiz auf uns nicht aus.

Möglich sogar, daß ein Italiener sagen könnte, es würde hier nach minimalen Effekten von mir gesucht, die vom Dichter nicht beabsichtigt seien. Jedenfalls aber wird, wo es sich um so zarte Accente handelt, die Sprache von Autoren ersten

Ranges in der Uebertragung stets einbüßen. Vielleicht genügt für das rechte Verständnis hier nicht einmal die Kenntnis des Italienischen, die langes Studium und lebendiger Gebrauch dem Nichtitaliener gewähren, sondern der Leser müßte ein geborener Italiener sein, um einem modernen italienischen Autor ganz gerecht zu werden. Dennoch habe ich mich kaum jemals getäuscht, wo ich das Phänomen erlebte, daß einfache Worte in gewissen Fällen sich mit einem Gedränge von unausgesprochenen Worten gleichsam umgaben, aus denen nach verschiedenen Seiten sich neue Perspektiven eröffnen. Dichter vermögen Worte in einen Zustand von Elektrizität zu versetzen, daß sie Funken sprühen, wenn unsere Blicke sie berühren. Ich erinnere als an den vielleicht höchsten Effekt dieser Art, an Dantes quel giorno più non vi leggemmo avante. Wie nichtssagend dieser Satz und von wie erschütterndem Inhalte für die, die zu empfinden im stande sind, was an Gedanken von diesen sieben Worten an dieser Stelle umschlossen wird. Ich will Dantes berühmte Stelle natürlicherweise nicht mit irgend einer andern und somit am wenigsten mit dem in Vergleich bringen, was Tito der guten Sofia im Dunkeln vor der Hausthüre atemlos ins Ohr sagt, sondern ich führe Dantes Verse hier nur an, um zu beweisen, wie gewöhnliche Worte durch das, was ihnen der Dichter an umfangreicherer Bedeutung mitgibt, in ihrer Wirkung erhöht werden können.

Diese Mitgabe muß einer ganzen Dichtung eigen sein, wenn sie ein ideales Ziel verfolgt. Farina sagt in der Vorrede, die feinige wolle nur in einige Falten des menschlichen Herzens hineinleuchten, in die der Einblick selten offen stehe. Wir müssen sie mit den übrigen Arbeiten des Autors vergleichen, um zu gewahren, welche Aufgaben er sich diesmal stellte und wie er in deren Aufstellung wie Lösung sich zu immer höherer Vollendung erhebt. Wir bemerken dieselbe Sparsamkeit der angewandten Mittel zugleich mit Erreichung desselben Eindruckes auf unsere Phantasie bei der Szene der Zuführung des Kindes, welches Mattia, der blinde Großvater, und Sofia in Empfang nehmen. Auch hier nur ein reporterhaft kahler Bericht unbedeutender kleiner Handlungen, aber der Leser glaubt dabei zu sein. Man empfängt ein Gefühl des liebevoll vertraulichen, aber, wenn man in die weiteste Zukunft voraussehen wollte, frech angelegten Charakters des Kindes. Man sieht es vor sich bei seiner Krankheit, bei seinem

Tode, der dann Sofia von dem letzten Skrupel befreit, Tito angehören zu dürfen. In meisterhaft launigem Tone ist auch erzählt, wie zu gleicher Zeit die schöne Giuditta, nur um reich zu werden, einen reichen Börsenagenten heiratet, einen gutmütigen, verspätet jugendlichen Mann, dicht vor fünfzig, der bei geringen Ansprüchen sterblich in sie verliebt ist. Ueberall nur wenige andeutende Worte. Die Führung der Novelle auch in der Richtung, daß der blinde alte Mattia endlich dahinter kommt, er sei kein „großer Künstler" und habe sich in Demut mit dem genug sein zu lassen, was ihm an Glück und Zufriedenheit trotzdem zu teil werde, ist vortrefflich. Nur reiche Lebenserfahrung, verbunden mit natürlicher, großer Güte des Herzens, konnten einen Schriftsteller befähigen, diese, fast möchte man sagen, gleichgültigen Lebenserfahrungen so freundlich in ihren feinsten Wurzeln zu verfolgen und vor uns auszubreiten. Ich wüßte auch unter den heutigen Schriftstellern (ich würde Claude Tillier, den in Frankreich so gut wie unbekannten größten französischen Humoristen ausnehmen, wenn er nicht bei jungen Jahren lange schon gestorben wäre) keinen, dem wehmütiges Lächeln hervorzurufen gegeben wäre, wie Salvatore Farina. Wie eine leichte Lasur bringt er den Hauch dieser Stimmung hier und da über Teile seiner Erzählung. So, wie er Titos unschuldige List beschreibt, am Neujahrstage durch Zumischung von Karten aus früheren Jahren seinem nur durch Tasten die Dinge erkennenden Vater das Gefühl zu schaffen, ein unvergessener, von Leuten hohen Ranges noch aufgesuchter Mann von Ruf zu sein. Und wie Mattia in unschuldiger Prahlerei sich die abgegebenen Visitenkarten vorlesen läßt, und der alte Salvi, Sofias Vater (resigniert ehrgeiziger und verkannter Maler auch er seines Zeichens) nicht begreifen kann, daß Leute, die schon vor zwei Jahren gestorben seien, jetzt noch bei Mattia Neujahrsvisiten abstatten. Und wie zartfühlend Mattia dann vor Tito verbirgt, daß er den frommen Betrug entdeckt habe, sich für sein Teil aber das Seinige daraus zu ziehen weiß. Oder wie Salvi selbst endlich einmal an einen Fremden, der im Hotel Manin wohnt, ein Bild verkauft hat und wie er den Glücksfall in bescheidenem Selbstgefühl seinen Töchtern mitteilt, mit dem Entschlusse zugleich, dem Gemälde nun noch, ehe er es aus den Händen gebe, einige letzte Meisterstriche zuzufügen, und wie die beiden Mädchen sich still sofort verständigen, dies müsse durchaus verhindert werden. Und wie klug und siegreich sie

den Vater dann auch von der Idee abbringen, sein (älteres) Werk ohne diese letzte Vollendung abzuliefern. Oder wie, nachdem Giuditta und auch Sofia endlich verheiratet sind und der alte Salvi dem armen Tonio, der weder die eine, noch die andere bekommen hat, das nun unbenutzte Zimmer der Mädchen vermietet, und wie er ihm beim ersten Abend sagt, dies sei Giudittas und dies daneben Sofias Bette: Tonio könne sich legen, in welches er wolle. Und wie der Schulmeister, endlich in Sofias Bette ausgestreckt, aus der ihn umgebenden Finsternis in das runde Mansardenfenster hineinsieht, das ihm gerade gegenüber ein paar Dutzend Sterne ihm in die Augen leuchten läßt. Es ist nicht so leicht, ein Zimmer so zu beschreiben, daß man sich wirklich darin empfindet. Ein Zimmer hat seinen besonderen Geruch, ist oft ein bißchen zu hoch oder zu niedrig, zeigt, wenn nachts die Laternen die Fensterkreuze durcheinander oben an die Decke malen, wunderliche Konstellationen schwachheller Flächen und Linien, oder läßt Ecken von Bilderrahmen im Halbdunkel schimmern und erweckt Gefühle von Behaglichkeit. Direkt läßt sich das nicht beschreiben, ein Schriftsteller deutet die Dinge unmerklich an: plötzlich sieht man alles vor sich, als sei man Jahre da aus und ein gegangen. Dieses Schlafzimmer der Mädchen mit dem runden Fenster kennt man gleich wie sein eignes. Schon früher hat der Dichter Sofia in ängstigenden Gedanken im Dunkel dasitzen und lauschen lassen, ob vom Lärm der Straße nicht ein Ton heraufdröhne, oder ob nicht das alte Bild ihrer seligen Mutter, sei es auch nur durch das leiseste Knistern, zu erkennen gebe, was nun zu thun oder nicht zu thun sei. Salvatore Farina weiß uns, wohin er uns führt, heimisch zu machen. Und wenn man nachforscht, wie ihm das gelungen sei, findet sich nichts Besonderes.

Damit dies alles möglich würde, bedurfte es für Farinas Dichtungen eines festen provinzialen und städtischen Grund und Bodens, dem die Ereignisse und Menschen entwüchsen. In der gesamten Reihe seiner Dichtungen repräsentiert er das, den deutschen Reisenden manchmal so glänzend, manchmal aber auch so ungemütlich anmutende Mailand, die reiche Stadt, in der das italienische Leben heute am gesundesten sich manifestiert. Rom ist die politische Hauptstadt Italiens, der ein Wust von Bildung und Roheit, ein Knäuel von gemeinen und edeln Interessen, und die ungeheure Bewegung der zufällig hier zusammengewehten energischten Elemente Italiens

die Ruhe nicht gewährt, deren es für geistige Produktion echter Art bedarf. Auch dem oberflächlichen Lärmmacher kann es hier wie in Paris oder Berlin gelingen, sich für den Moment Gehör zu verschaffen. Florenz ist die süße klassische Schwätzerin, die sich das ewige Märchen von ihrer eigenen litterarischen Größe wiederholt: in Florenz schreibt man litterarisch am wohlklingendsten, hat am wenigsten aber zu sagen, als würden diese sanften Sätze nicht nur Lebenden vorgetragen, sondern zugleich längst dahingegangenen Generationen in ihre Grabstätten hineingeflüstert. Mailand ist der Ort, wo Italien am frischesten arbeitet und am gesundesten denkt. Ohne Zweifel darf die „Perseveranza" als das vernünftigste italienische Blatt gerühmt werden. Mailänder und mailändische Frauen beleben Farinas Erzählungen, Mailänder Gespräch und Geschwätz klingt uns daraus ans Ohr, die lombardische Ebene und die Riviera sind der Schauplatz ihrer Erlebnisse. Diese Mailänder und Lombarden unseres Dichters sind anders geartet als die Bewohner der südlichen Teile der Halbinsel. Ihr Land ist nicht durch das umschließende Meer auf sich beschränkt, sondern mit dem festen Kerne Europas dicht verbunden. Sie arbeiten anhaltender. Sie wissen nichts von klassischen Vergangenheiten. Sie grenzen an germanisches Land und es zeigen sich, wo sie einander berühren, gemeinsame Interessen und gemeinsames Verständnis. Es ist kein Zufall, daß Salvatore Farinas Werke in Deutschland so gern gelesen werden. Fast wird einem zu Mute, als hätten seine idealen Figuren mehr als über die Hälfte deutsches Blut in den Adern. Vielleicht ist dies der Grund auch, warum Farinas Ruhm in Rom und Toskana weniger Gedeihen findet als bei uns. Die Tiefe der Empfindung, die er seinen Gestalten verleiht, die Unfähigkeit, die sie oft befällt, Worte für ihre Gefühle zu haben, die Zurückhaltigkeit, die Freude am Inneren des Hauses, der Genuß am Leben der Bäume und Blumen sind Eigentümlichkeiten, die sie mit den Römern und Florentinern nicht teilen, welche in der blühenden und grünenden Natur mehr das Dekorative im ganzen bewundern, ohne den feineren Unterschieden der Erscheinungen gerecht zu werden. Diese Anschauung tritt schon bei Dante, Raphael und Michelangelo als Repräsentanten des mittleren Italiens hervor. Das Detail entging ihnen nicht, bei der Darstellung der Dinge aber ordnen sie es dem Allgemeinen unter. Nirgends haben Raphael oder Michelangelo Blumen angebracht, die etwas von botanischer

Vorliebe bezeugten, nirgends bei Gewändern den Stoff, aus dem sie bestehen, oder bei Händen und Füßen ihrer Figuren individuelle Eigentümlichkeiten hervortreten lassen. Nirgends auch hat Dante etwas von dieser Kleinbeobachtung, so scharf realistisch seine Beobachtungen sowohl als auch die Worte sind, in denen er sie niederlegt. Dagegen Lionardo, dem Mailand die letzte Entwickelung gewährte, hat diesen Zug nach naturwissenschaftlicher Treue, dem er sich, in seinen Zeichnungen zumal, in überraschender Weise zuweilen hingibt. Sollte zu Lionardos Zeiten schon diese Art, die Dinge zu betrachten und darzustellen, den Bewohnern der Poebene im Blute gelegen haben? — die miniaturhafte Wiederholung dessen, was die feinsten Adern des natürlichen Wachstums dem liebevollen Blicke gewähren? Werden zukünftige Physiologen in dem Auge der Nationen und sogar der einzelnen Provinzialen eines Landes Unterschiede des Baues und der Nerventhätigkeit nachweisen, die diese Verschiedenheiten als notwendige und konstante Faktoren erklären? Sicherlich fungieren die Sehorgane eines Deutschen anders als die eines Italieners. Farben und Linien stellen sich den Blicken je nachdem schwächer oder stärker dar und die Unterschiede der Werke der bildenden Künste sind hieraus zu erklären. Und die Verschiedenheit der Schulen innerhalb Italiens und Deutschlands geht auch auf solche Differenzen zurück. Ein venezianisches Auge sah anders als ein florentinisches, und Rubens anders als Dürer. An die zarte Ausführung der Dürerschen Kupferstiche erinnert Salvatore Farinas Manier zuweilen. Dürers „Hieronymus im Gehäus" wäre ein Werk, das seinem Sinne entspräche: sonntägliche Ruhe mit Sonnenschein im Zimmer. Stille eines Winterabends oder einer Frühlingsnacht weiß er wunderbar zu schildern, wo man eine Nachtigall schlagen hört, ohne daß davon geschrieben worden wäre. Auf ganz leisen Sohlen wandeln die Gefühle oft, die er schildert, durch die Menschenseele.

Er hat keine Tendenz in seinen Schriften, obgleich er es manchmal uns einreden möchte. Er will immer auf das hinaus, was gut und schön und friedlich ist. Das Verderbte stellt er nur als Abwesenheit des Guten dar, das versteckt immer da ist und den Hintergrund bildet, von dem die Dinge sich abheben. Er will, auch wo er das Schreckliche schildert, kein Erfinder erschütternder Ereignisse sein, sondern nur ein freundlicher Berichterstatter. Er erinnert an Dickens, der auch

der gute Freund seiner Geschöpfe ist und der eines jeden seiner Leser sein möchte. Salvatore Farina würde sich scheuen, denen, die seine Schriften etwa lesen möchten, auch das Geringste vorzusetzen, das der inneren Wahrhaftigkeit entbehrte. Ich glaube, daß dies Element des wirklichen Daseins, das er so durchdringend beobachtet und schildert, seinen Werken Dauer verleihen wird. Es liegt etwas Jugendliches in ihnen, das langes Leben verspricht.

Wie oft freilich hat solcher Anschein sich als Täuschung erwiesen. Die ganze ungeheure Dorfgeschichtenlitteratur, von deren historischer „Mission" einst gesprochen wurde, löst sich auf in den künstlich erzeugten Anschein einer Existenz, die niemals war und niemals sein kann. Die Verbrecherlitteratur, die, zu derselben Epoche etwa, aus dem Vorbilde der Sueschen „Geheimnisse von Paris" herausgesponnen wurde, hat ebensowenig realen Untergrund gehabt. So fein ausgearbeitete Schurken bringt die Natur nicht hervor, deren Modellierhölzer ganz anders arbeiten. Und so wird sich vielleicht auch einmal herausstellen, daß Turgenjews und seiner Schule angefaulte russische Nationalfiguren einen größeren Prozentsatz an Pariser Salonblut in den Adern haben, als man heute noch aussprechen darf. Sollte die Bewohnerschaft des russischen Reiches wirklich in einzelnen Exemplaren so viel Geist und so viel blank ausgemünzte Verderbtheit liquide haben? Die russischen Dichter haben früher mehr Byron, und heute mehr Balzac in sich aufgenommen, als wir in Anschlag bringen. Wird jemals aber behauptet werden, Goldsmiths Vikar of Wakefield sei nicht ein treues Abbild englischen Daseins, oder Dickens, dieser geniale Phantast, lasse, was Wahrheit und Wirklichkeit anlangt, etwas zu wünschen übrig?

Es gibt eine liebevolle Beobachtung der Menschen und der Dinge, die nicht veraltet. Der klargeschliffene Spiegel einer Künstlerseele fängt Menschen und Dinge auf und aus den Abbildern dieser Bilder entsteht ein Kunstwerk. Ein Künstler, der Bleibendes schafft, hat keine Absichten. Er ist kein Professor, der etwas erklären oder beweisen will. Ein Drang und eine Fähigkeit unbekannter Herkunft nötigen ihn zur Arbeit und gewähren die Mittel dazu. Die Resultate solcher Arbeit, die in bester Qualität zu schaffen nur wenigen vergönnt sein kann, gehören zum allgemeinen nationalen Reichtume und ihr innerer Besitz ist für jedermann vorteilhaft.

Mir scheint, als würden Salvatore Farinas Erzählungen

unter die Zahl dieser Arbeiten später einmal aufgenommen werden. Ob meine Vermutung zutreffe, kann heute nicht entschieden werden. Viele Autoren erleben nicht, daß ihr definitives Gewicht festgestellt wird. Unser Neujahrgruß an den Dichter lautet: Möge Salvatore Farina in vielen folgenden Werken seinen Landsleuten und uns zeigen, wie viel weiter noch das Reich der Phantasie sei, das er beherrscht, im Vergleich zu den schönen Provinzen, die er uns daraus bis jetzt erschlossen hat.

Den 31. Dezember 1887.

Herman Grimm.

Erstes Kapitel.

Die Vorsehung hatte ihr möglichstes gethan, um Mattia glücklich zu machen oder ihn wenigstens zufrieden zu stellen; da es ihr in siebzig Jahren nicht gelungen war, verlor sie den Mut und ließ es geschehen, daß das Unglück über ihn kam. War doch Mattia bis zu seinem achtundsiebzigsten Jahre gesund wie ein Fisch, besaß eine Lebensgefährtin, welche mit seinem Wesen innig vertraut war und ihn unendlich lieb hatte, einen gescheiten und guten Sohn, der bei der Kunstakademie Ehre einlegte; seine Malerei hatte ihn wohlhabend gemacht, er genoß die Achtung der ihm Nahestehenden, die Bewunderung der Entfernteren. Ein andrer hätte daran übergenug gehabt, Mattia nicht, denn seine Seele war von heißer Liebe zum Ruhm erfüllt.

Wenn er einen ganzen Monat von Morgen bis Abend mit der Palette in der Hand vor der Staffelei gestanden, tausendmal zurückgetreten war, um sein Werk zu beurteilen, sich ihm ebenso oft genähert hatte, bis er es mit der Nase berührte; wenn er endlich Palette und Pinsel auf die Staffelei legte und sich die Hände rieb, weil er nun abgeschlossen hatte, glaubt ihr, daß Mattia dann zufrieden war?

Mit seinem Gemälde allerdings, denn in der Nähe und aus der Ferne gesehen, hatte es das leuchtende Kolorit der Venetianer, die Idealität der guten Florentiner Zeit, die sichere Zeichnung der alten Maler, frei von den Nachlässigkeiten, welche die jüngeren in die Mode gebracht haben; ja, mit seinem Gemälde war er in der That zufrieden, nicht aber — mit der Kritik.

Nein, er war nicht zufrieden mit der albernen, der rohen Kritik, mit der Kritik, welche nichts vermag, als die Kunst

auf die Marterbank zu legen. Er war nicht mit „Sincerus“ zufrieden, der in der alten Zeitung im Namen einer aufs Geratewohl aus Büchern zusammengerafften und wie ein Dogma bis zum Himmel erhobenen Theorie predigte; er war mit „Novus“ nicht zufrieden, der in einer andern Zeitung am ersten Donnerstag jeden Monats frischweg dummes Zeug schwatzte, den ungeduldigen jungen Künstlern die Berühmtheit zuerkannte, die alten verhöhnte.

Er wußte sehr wohl, daß Sincerus sich nie eines Gemäldes schuldig gemacht hatte und, um den Ruf eines gewichtigen Kritikers zu erlangen, sich nur aus dem Trog (Mattia sagte wirklich „Trog“) zu tränken brauchte, in welchem die Kunst zu allen Zeiten ihre Pinsel ausgewaschen hat; er wußte, daß Novus anfangs als Künstler aufgetreten war, und dann, weil er nichts erreichte, als das Gelächter seiner Mitschüler zu erregen, kühn den Beruf erkor, in den Journalen der Schrecken der ausübenden Künstler zu werden. Aber diese Betrachtungen trösteten ihn nicht. Er hätte gewünscht, daß alle Künstler, alle, die es wahrhaft sind, alle, welche die Liebe zum Schönen erfüllt, sich stolz diesem unfruchtbaren Gewerbe — Kritik genannt — gegenüber erheben und es im Chor verlachen möchten.

Hingegen geschah es damals, und dasselbe ist vielleicht noch heute der Fall, daß geniale Maler sich von dem zum Kritiker gewordenen elenden Mitschüler loben ließen. Jener Novus z. B. lobte nicht nur die neuere Kunst, sondern schmeichelte ihr schlau dadurch, daß er die alte auf alle Weise herabsetzte. So lachten denn die milchbärtigen Künstler nur noch im geheimen über ihn, ließen den Kritiker gelten und schmeichelten ihm ihrerseits, indem sie mit frecher Stirn sein Urteil, sein Lob und — dem Himmel sei es geklagt — auch seinen Rat erbaten.

Also Mattia war nun einmal nicht mit der Kritik zufrieden, ganz im Gegenteil. Er hatte sogar eine Anzahl von thörichten Auslassungen über die Kunst, von Widersprüchen, welche die Feuilletons brachten, gesammelt, und wenn sich ihm irgend Gelegenheit dazu bot, citierte er einige davon, damit unbefangene Leute sichtlich und handgreiflich des Uebels inne würden, an welchem die schönen Künste krankten.

Ein Glück, daß dieses Uebel für ihn erträglich war, dank seiner Tomasina, die seit dreißig Jahren die Mission hatte, die Malerei und die Eigenliebe ihres Gatten zu hegen und

zu pflegen, ihn zu ermutigen, wenn die Kritik größeren Unsinn als je gebracht hatte, und seine gläubige Zuversicht zu stützen, damit sie ihm auf dem Wege zum Ruhme nicht verloren ginge. Und als es Mattia endlich gelungen war, trotz Sincerus und trotz Novus seiner Kunst und seinem Namen im Auslande Eingang zu verschaffen, da war es wieder Tomasina, welche ihm das Lächeln ihrer Jugendzeit entgegenbrachte, ein Lächeln, dem viele Zähne fehlten, das aber voll der alten Liebe war.

Dann war Tomasina in eine andre Welt hinübergegangen, herzlich betrübt, daß sie der großen Stimme folgen mußte, bevor sie ihrem armen Alten die Augen geschlossen, der so ruhmreich war — und so schwach, daß er die Unsterblichkeit begehrte und sich mit dem alltäglichen Lob begnügte. Denn Tomasina hatte richtig gesehen und verwechselte nicht den Ruhm, den Mattia zuweilen von fern erschaute, mit der Anerkennung, welche er täglich auf seinem Wege fand.

„Täglich“ ist nur so gesagt; in Wahrheit begegnete er ihr nicht immer; denn Sincerus zwickte ihn im Feuilleton einmal in jedem Monat, denn Novus . . .

„Und was kümmert dich Sincerus und was Novus?“ fiel Tomasina ein. „Wenn du doch so viel Ruhm erntest, dein Ruf täglich zunimmt, wenn die Fremden, welche nach Mailand kommen, dein Atelier besuchen, dir die Hand drücken wollen und dich versichern, daß deine Bilder auch in ihrer Heimat bewundert werden.“

„Es ist wahr, es ist wahr,“ gab Mattia resigniert zu. „Und sie bezahlen mich auch, und bezahlen mich gut. Aber man ist nun einmal von Fleisch und Blut, man lebt und freut sich mit dem Fleisch und Blut, das uns nahe ist. Uebrigens hast du vielleicht recht, die boshafte Kritik kann mir nicht weher thun als ein Mückenstich. Und die Wahrheit zu sagen, im Leben des Künstlers sind die Mücken nicht nutzlos; die Widersacher können ihm mehr leisten als die Freunde. Die großen Künstler hatten immer einen unschätzbaren Feind, welchem sie ihre Größe verdanken.“

Nachdem er diese von philosophischem Geist erfüllten Sätze aufgestellt hatte, wagte er sich noch philosophischer und resignierter auszusprechen, wozu aber Tomasina den Kopf schüttelte.

„Diese beiden Mücken mögen mich stechen, so viel sie wollen, ich werde sie durch meine Kunst tot machen.“

Später, als Mattia sich thränenvoll über das Bett der Freundin, der Gefährtin beugte, um ihr zu sagen, daß sie noch verweilen, ihn nicht allein lassen möchte, da drückte sie seinen ruhmgekrönten Kopf an ihren abgezehrten Busen und sprach zum letztenmal das Wort, welches ihr dreißig Jahre lang gedient hatte: „Mut“.

Als Tomasina auf den Kirchhof getragen war, hatte Mattia standhaft sein wollen, und dem Sohn, welcher ihm aus Arnheim Briefe voller Zärtlichkeit schrieb und den Kopf des „Oberst Los“ von Franz Hals unkopiert lassen wollte, um zum Vater zu eilen und an dessen Seite zu weinen, antwortete Mattia mit Zuversicht, mit Kühnheit: „Ich bin stark, und ich habe die Kunst, meine Trösterin; ich werde standhalten. Du, der Du jung bist, studiere nur weiter die Technik der großen niederländischen Malerei; Du wirst ja leider in Mailand Jünglinge finden, welche nichts mehr zu bewundern vermögen und durch das ausschließliche Studium des Wahren reine Kopisten geworden sind, und kaum noch das . . .“

Erst als er in seinem Atelier sein letztes großartiges Gemälde aufgestellt hatte, fühlte er sich von Entmutigung erfaßt und rief den Sohn herbei, damit er ihm zur Genesung und zu neuer Kraft verhelfe.

Dies Gemälde hatte in der That etwas von einem Akademiestück, aber es besaß die Gediegenheit der Farbe, die Sicherheit der Zeichnung, welche selbst die Neiderfülltesten Mattia nicht absprachen. Von einem lichten Hintergrund, auf dem man Skizzen berühmter Bilder erriet, hob sich eine schöne ganz nackte Gestalt ab, strahlend in ihrem zarten, unberührten Fleisch; ein Fuß ruhte auf dem Erdboden, aber das Haupt erhob sie hoch, und die forschenden Augen suchten ferne Welten. Es schien, als wolle das schöne Wesen sich eigentlich zum Himmel aufschwingen, werde aber zurückgehalten. Wodurch nur? Vielleicht durch einen Epheuzweig, der ihren zarten Fuß umrankt hatte. Ringsumher gewahrte man zahlreiche junge Künstler, die einen Marmor bearbeiteten oder an der Staffelei standen, ohne auch nur mit einem Blick sich der herrlichen nackten Gestalt zuzuwenden; einzig aus einem Winkel winkte ein silberhaariger, aber noch enthusiastischer Künstler dem holden Mädchen, daß es nicht scheiden möge!

Nun denn, das Gemälde Mattias hatte das schlimmste Mißgeschick, welches einen Künstler treffen kann: es wurde nicht verstanden.

Aber es war Schuld des Künstlers, wenn seine Idee nicht vollständig Eingang in das Gehirn des Publikums fand. Warum auch die paar Worte einer Unterschrift sparen? Warum nicht z. B. sagen: Die Kunst, welche das Fleisch vernachlässigt? Es wäre eine ungeheure Lüge gewesen, aber wenigstens hätten sehr viele daran geglaubt. Was thun die allermodernsten Künstler, wenn sie uns versichern wollen, daß sie eine Idee gehabt haben? Sie taufen den Rahmen, nichts weiter.

Setzt einen Kohlstrunk oder sonst etwas auf einen dunklen Hintergrund, verkündigt am Rahmen, daß ihr einen philosophischen Gedanken ausgedrückt habt, und die Bewunderer werden nicht fehlen.

Jawohl, denn das Publikum hat immer große Neigung für die Philosophie gehabt — ja gewiß, denn das Publikum . . .

Das Publikum hatte sich bei dieser Veranlassung so gezeigt, wie es immer ist (ich sage nicht, wie es ist, Mattia nannte es „philosophisch"), aber was soll man von der Kritik des Sincerus sagen, der in diesem prächtigen nackten Wesen nichts andres gesehen hatte als „das ewige Modell", das heißt „die Kunst, die sowohl das Fleisch wie die Seele sein kann"? Und was von der Kritik des Novus?

Nach einer schon von Apelles angewendeten List hinter dem Gemälde versteckt, hatte Mattia auch ihn mit seinem Schwanz unbärtiger Maler kommen sehen, aufmerksam hinschauen, dicht herantreten, zurücktreten, sich abermals nähern; er hatte den Mund nicht aufgethan.

„Gehe heim, Stumpfsinniger!" dies sind die authentischen Worte, welche Mattia hinter der Leinwand dachte, „grüble gehörig darüber nach, und du wirst erst rechten Blödsinn aushecken; am Donnerstag wird dein thörichtes Gewäsch gedruckt erscheinen."

Aber der erste Donnerstag war gekommen, es war ein zweiter und ein dritter gekommen, und Novus hatte sich nicht zu einem Wort herabgelassen.

Das war die Kritik, welche den ruhmreichen Mann aus den Fugen brachte.

Wie man wohl glauben kann, lag ihm nicht so viel daran, was Novus schreiben würde; und hätte er drucken lassen, Mattia habe den Triumph des Fleisches gemalt, in Gottes

Namen, aber wenigstens hätte sich sein eignes Fleisch dabei beruhigt; hingegen, da Novus schweigend verharrte, siegte das Fleisch über Mattia.

Da war es, daß er seinem Sohn Tito schrieb, er möge den „Oberst Los" im Stich lassen und nach Hause zurückkehren. Und als er ihn an seine von so viel unterdrücktem zärtlichen Gefühl, von einem neu geweckten Schmerz bestürmte Brust geschlossen, als er ihm in die guten Augen geblickt und ihn unverändert wiedergefunden hatte, da führte er ihn ins Atelier vor sein Gemälde. Er sprach kein Wort, um die ersten Eindrücke unbeeinflußt zu lassen.

Der blasse, ernste Jüngling prüfte lange wie ein alter Künstler und fiel endlich dem Vater um den Hals, der atemlos wie ein Neuling dastand.

„Ach! Also es gefällt dir? Und sage mir, du verstehst, was ich ausdrücken wollte?"

Tito mußte das Bild nochmals anschauen, dann sprach er gelassen: „Der Triumph der Idee!"

Und das war in der That der Titel des Gemäldes, welchen Mattia nicht auf ein unten am Rahmen befestigtes Kärtchen geschrieben hatte.

Er küßte den Sohn auf die Stirn, dann sprach er, indem er sich auf den Malerschemel niederließ, voll Würde: „Ja, es ist die alle Kunst beherrschende Idee; es ist die Idee, ohne welche man nichts weiter ist als ein Kopist; die Idee in völliger Nacktheit, um anzudeuten, daß sie die Wahrheit ist. Das Nackte ist hier nicht klassisch, mir scheint es nicht einmal akademisch, aber es ist schön, denn die Wahrheit muß auch schön sein, wenn sie den Künstler gewinnen soll. Betrachte die Nacktheit dieser Mädchengestalt wohl, sie ist keusch. Ihr Blick schweift über die Welt hinaus, ein Epheuzweig hält sie an einem Fuße fest, sie ist menschlich. Rings um sie her sind viele geschäftig, die, das Ideal verleugnend, sich dennoch für Künstler halten; ein einziger darunter hält den Blick auf sie gerichtet, und sein Haar ist weiß."

„Ja, es ist schön, wunderschön," antwortete Tito leise, „mir gefällt das schimmernde Kolorit des Fleisches: viel Bleiweiß, grünliche Tinten, wenig Mennig, wenig Zinnober; und über das Ganze eine leicht verhüllende Färbung gebreitet; ist's nicht so? Der lichte Himmel dahinter: Bleiweiß, Indigo und Mennig; dort, wo der Sternenhaufen leuchtet, wenige Pinselstriche Kobalt. Ja, es gefällt mir sehr!"

Auch diese grammatikalische Art, den „Triumph der Idee" zu loben, hatte dem ruhmvollen Künstler nicht mißbehagt, welchem es große Freude machte, dem Sohne, welcher ihn erraten hatte, die Geheimnisse seiner Palette offenbaren zu können.

* * *

Es waren heitere Tage, welche Vater und Sohn zusammen an der Staffelei verlebten, beide malend, jeder dann und wann herantretend, um zu prüfen, was der andre auf die Leinwand gebracht hatte. Tito begnügte sich, schweigend zu bewundern; Mattia gab, durch seine Autorität berechtigt, zuweilen einen Rat, meist sagte er „gut", oder „sehr gut", und wenn er „sehr gut" sagte, dann fühlte er das Bedürfnis, den jungen Künstler zu umarmen, trotz des Hindernisses der beiden Paletten und Malstöcke.

Denn dieser Jüngling von zweiundzwanzig Jahren war bereits ein Künstler. Er wußte noch nicht viel von Philosophie in seine Gemälde zu legen; er gestand offenherzig, daß ihm das Leben noch nichts andres als die Bilder der Dinge zu geben habe, aber er bemühte sich, deren geheimen Sinn zu durchdringen, „die Seele", wie er sagte. „Für jetzt verstehe ich nichts andres zu machen," bekannte er demütig.

In der Folge brachte er auch noch Bessres zu stande, und als er das Jahr darauf in der Brera seine „Lombardische Gegend" ausgestellt hatte, bewunderten und verwunderten sich alle Mailänder, daß einem genialen Maler ein paar Schritte vor das Thor hinaus genügt hatten, um ein Bild voll Leben und Empfindung zu finden. Tito Bondi hatte die Poesie aus einem sumpfigen Graben geschöpft, an dessen Oberfläche sicherlich im Dämmerschein die Frösche hervorkamen, um im Chor den Rosenkranz zu beten.

Mattia war froh, daß sein Sohn da begann, wohin er erst um den Preis so vieler Anstrengung gelangt war, nämlich die eingeschlummerten Leute wach zu rütteln, sie zu nötigen, daß sie das Abbild einer gleichgültigen, sogar häßlichen Natur „schön" nannten. Er war so erfreut, daß er dem Novus auch diesen unendlich oberflächlichen Ausspruch verzieh: „Ihr seht also, die Wahrheit rettet die Kunst; Tito Bondi brauchte nur bei einem Sumpf stehen zu bleiben, um eine prächtige Landschaft daraus zu machen; sein Verdienst besteht darin, daß er mit voller Treue wiedergab, was er sah."

„Merke wohl, mein Sohn," sagte Mattia; „du kannst das Lob des Novus annehmen, wenn du magst; ich nehme es auch an — für das, was es wert ist. Aber du weißt besser als ich, daß gerade das Gegenteil stattfindet: nicht die Wahrheit ist es, welche die Kunst verklärt, die von niemand verklärt zu werden braucht, sondern es ist die ewige Kunst, welche die Wahrheit verklärt. Und eben darin liegt das große Verdienst des Künstlers, nämlich eine liebliche Färbung über die gleichgültigen Dinge zu breiten und sie schön zu machen. Du hast einen Sumpf idealisiert, und das ist dein Ruhm. Ich weiß nicht, wie es mit den Schriftstellern ist; aber niemand soll mir ausreden, daß die Landschaftsbilder, welche sie mit der Feder darstellen, immer von ein wenig Idealität umwoben sind, auch wenn sie für ganz wahr gelten können. Deshalb geben sie uns ein Bild, geben es uns wenigstens so, wie der Autor es gesehen hat; und du weißt, daß von zehn anschauenden Personen neun etwas sehen, das jeder auf eigne Hand in den betrachteten Gegenstand gelegt hat."

„Und der zehnte?" fragte lächelnd Tito, um ihm das Vergnügen zu gewähren, eine Witzrakete loszulassen.

„Der zehnte ist der Kopist, ist der Schreiber, welcher ein Inventar aufnimmt und sich für wahrer als alle hält, weil er gewissenhaft nichts sagt; so ist er denn allerdings nicht ideal, sondern einfach unwahr. Gedenke stets an das, was ich dir sage: Die Wahrheit ohne das Ideal ist weniger als nichts."

Tito hatte wiederholt über diese und andre Dinge nachgedacht, welche der Vater ihm von Zeit zu Zeit sagte; er hatte schweigend darüber gegrübelt, und Mattia konnte sich einbilden, daß er ihn überzeugt habe, als er bald darauf ein angefangenes Bild erblickte, auf dem aus einem Nebelhimmel ein Mädchenkopf herausschaute, ein Köpfchen ganz Leben, ganz holdeste Verheißung. Er legte sich aufs Erraten und sagte: „Du hast meine ‚Idee' auf deine Weise ausdrücken wollen; du verbirgst mir den Körper des göttlichen Mädchens, damit das Auge um so mehr von dem Kopfe gefesselt werde. Du hast vielleicht recht gethan. Uebrigens ist dieser Kopf wundervoll, so viel sage ich dir; aber er verspricht zu viel, und ich weiß nicht, ob er seine Versprechungen halten wird; ich fürchte, daß ‚die Kunst', auch wenn es uns gelungen ist, sie zu erfassen und uns ihr Antlitz zuzuwenden, strenger und herber zurückweisend ist. Mir wenigstens hat sie es sehr schwer gemacht."

Der junge Mann errötete bei diesen Worten und wagte nicht dem Vater zu gestehen, daß dieses verheißungsreiche Köpfchen nicht die Kunst, nicht das Ideal war, nicht einmal eine Idee wie irgend eine andre, sondern nur ein Mädchen, das ihm lebensvoller als alle bis dahin gesehenen Mädchen erschien und ihn die Qualen des Fegefeuers erdulden ließ, während sie ihm das Paradies zu versprechen schien.

Mattia hatte sehr wohl begriffen, daß die gesunde Malerei nichts mit dem Erröten seines Sohnes zu thun hatte, und als er wissen wollte, woran dessen Kunst kranke, trat ihm die schöne Gestalt eines achtzehnjährigen Mädchens entgegen.

Sie hieß Cesira, war eben erst im Reiche der Künstler aufgetaucht und hatte bereits viele auf die Folter gespannt, denen sie, die Stunde für zwei Lire, als Modell diente. Es hieß, sie sitze nur für den Kopf und habe sich gewaltig bitten lassen, um etwa einen Arm oder eine Schulter und wenig mehr zu entblößen; und um das wenige ihm Vergönnte anschauen zu dürfen, war der Maler zu einem förmlichen Vertrage mit ihr genötigt worden.

Vor allem hatte er reifen Alters sein und sich zu einem noch reiferen bekennen müssen. Während sie Modell stand, durfte keine lebende Seele in das Atelier dringen. Endlich hatte der Künstler bei seinem eignen kahlen Haupte geschworen, andern weniger kahlen kein Wort davon zu sagen. Aber diesem Künstler war sein Haupt nicht heilig genug, und so kam es, daß die ganze Familie der Künstler die Sache erfuhr.

Später hörte man, daß die verschämte Cesira einen Liebhaber besessen habe, und zwar keinen platonischen; in der Familie der Künstler bildete sich die Meinung, das Mädchen suche mittels der Kunst zu einer Heirat zu gelangen. Aber Tito Bondi versicherte, Cesira habe etwas andres im Sinne, denn hätte sie einen Gatten begehrt, so würden sich zehn für einen gemeldet haben. Er hätte auch hinzusetzen können, daß er selbst, der Schöpfer der „Lombardischen Gegend", ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, wohlhabend, so gut wie unabhängig — denn der alte Mattia würde nichts Bedenkliches dabei gefunden haben, wenn der Sohn eine so ideale Gestalt heimführte — sich ein Wörtchen von Heirat habe entschlüpfen lassen und daß die schöne Cesira schnöde darauf geantwortet hatte.

Nachdem sie vielen den Kopf verdreht, verließ Cesira

eines Tages die Familie der Künstler, um sich dem Schauspiel und der Tragödie zu widmen. Oft hatte Cesira auf diese Absicht hingedeutet, indem sie den für sie und für das Wahre schwärmenden Künstlern sagte, sie diene auch der Wahrheit und stehe deshalb Modell; aber früher oder später werde eine andre und mächtigere Wahrheit sie mit lauter Stimme rufen und dann werde sie die Malerei im Stich lassen. Und damit meinte Cesira eine Stimme von der Bühne her.

Und in der That nahm ein berühmter Schauspieldirektor das schöne Modell an, mit dem Versprechen, sie in kurzer Zeit zur „Liebhaberin" der Truppe und zu noch etwas Höherem auszubilden, wenn sie seinen Ratschlägen folge. Cesira wiederholte begeistert diese Worte, welche ihr die Eingangspforte zum Ruhm öffneten, und Tito Bondi hörte sie schweigend an. Dann stammelte er mit zitternder Stimme: „Cesira, überlegen Sie es nochmals; ich habe Sie sehr lieb, und wir könnten so glücklich sein. Ich besitze meine Kunst, und es würde die Ihrige sein, die Ihrige noch mehr als die meine, denn von Ihnen würden mir die Eingebungen kommen."

Aber Cesira schüttelte das reizende Köpfchen.

„Ich verstehe das alles, ich bin Ihnen dankbar dafür; aber jeder ist der Träger seines eignen Geschickes."

Tito hatte sie trockenen Auges abreisen sehen, als sie nach Rom ging; und nach Hause zurückgekehrt, gab er dem alten Mattia viel zu denken, indem er mehrere Tage lang fast weder Speise noch Pinsel anrührte.

Dann hatte die Kunst, die ewige Liebe, wieder Eingang in den Sinn des Jünglings gefunden, und die Familie der Künstler konnte glauben, daß jene Liebe hinfällig gewesen sei wie alle Verliebtheiten der Maler.

Sein Vater allein hatte sich nicht täuschen lassen; an der schweigsamen Stimmung des Sohnes, an den Bildern, welche er anfing und nicht vollendete, sah er, daß Tito noch an jenes verhängnisvolle Weib dachte; nur irrte auch er sich wie die Familie der Künstler, indem er das Beharrliche der Liebeskrankheit einem unbefriedigten Verlangen zuschrieb. Tito hätte ihm sagen können, daß Cesira, gerührt durch seine aufrichtige und starke Liebe, wie sie eine ähnliche nie auf der Bühne hoffen durfte, sein Verlangen erhört habe; daß er noch immer die theatralischen Worte nachklingen hörte, mit denen das schöne Weib sich ihm hingegeben; daß er noch den gleichgültigen, aber tragischen Ausdruck sah, womit sie das Opfer brachte;

und daß er jedesmal von neuem den höllischen Aufruhr dieser Paradiesesstunde empfand.

„Ich will dich zufriedenstellen; ich thue es, damit du nicht mehr an mich denkst; ich will, daß du mich vergessen lernst.“

Das waren die Worte, welche Tito sich tausendmal wiederholte, um sich ihren Klang von neuem zurückzurufen.

Monate waren vergangen, und Cesira hatte nichts von sich hören lassen. Eines Tages kam endlich aus Buenos Ayres ein Brief der Schauspielerin; er verkündete, daß sie erste Liebhaberin geworden, daß sie jeden Abend von Beifall begrüßt werde, daß sie endlich ihr Ziel erreicht habe und glücklich sei. „Ziel erreicht“ und „glücklich“ waren unterstrichen. Und sie schloß so: „Nichts fehlt mir, in der That nichts mehr, denn ich bin Mutter eines lieblichen Töchterchens, und Sie sind's, der es mir geschenkt. Ich wollte es Ihnen nicht sagen, wissen Sie? weil ich Sie kenne und weil ich fürchtete, daß diese Nachricht Ihren Frieden stören möchte, während meine Zufriedenheit dadurch so erhöht wird. Jetzt habe ich mich eines Bessern besonnen und sage Ihnen, daß Sie mein Geschick zu einem strahlend schönen gemacht haben, indem Sie mir das einzige noch fehlende Glück gaben. Beunruhigen Sie sich um nichts und seien auch Sie glücklich. Ich werde meine Kleine innig lieben und habe sie Ihren Namen schon aussprechen gelehrt.“

Der arme junge Mann las zweimal, wie ein Gedankenloser; er wußte nicht recht, wonach er in dieser heiteren Mitteilung forschte, welche all seinen alten Schmerz wieder aufrührte; aber endlich fand er in einem Eckchen der vier gedrängten Briefseiten die von der ersten Liebhaberin im Feuer des Schreibens vergessenen und später — wahrscheinlich nachdem sie das Geschriebene laut deklamiert hatte — hinzugefügten Worte: „Meine Kleine heißt Bianca.“

Tito Bondis erster Gedanke war, so wie er da im Atelier stand, ohne Hut, in Hemdärmeln, geradeswegs nach Buenos Ayres zu eilen, um sein Kind abzuküssen und auch um die so schöne Mutter ans Herz zu drücken, sie zu bitten, zu beschwören, und wäre es nötig, zu zwingen, daß sie den Namen, das Heim, die Zukunft und die ganze große Liebe annehme, die er ihr bereits angeboten. Aber da die Reise ziemlich einen Monat erforderte und die Postdampfer nicht alle Tage nach La Plata abgehen, so hatte er Muße zum Ueberlegen und

setzte ein knappes, aber klares Telegramm auf, das ihm die größte Wirkung zu versprechen schien:

„Hocherfreut erneuert Tito Antrag, beschwört eilig zurückzukehren; erwartet dich mit erstem Postdampfer. Brief folgt.“

Beim Durchlesen fand er es nötig, die Worte: „erneuert Antrag“ zu streichen, weil sie den Gedanken an einen Zweifel aufkommen lassen könnten. Noch einmal lesend, strich er die Worte: „Brief folgt.“ Aber als er diese Aenderungen gemacht und die Depesche abgeschickt hatte und sich doch der Einwilligung Cesiras nicht recht sicher fühlte, schrieb er.

Er umschrieb mit vielen Worten den einzigen Satz: „Das Glück, welches du mir nicht bewilligt hast und das ich nicht mehr von dir fordern würde, ist eine Notwendigkeit, eine Pflicht für uns beide geworden. Du darfst den Mann nicht zurückweisen, welcher der Vater seines Kindes sein will.“

Nachdem er diesen über die Zukunft entscheidenden Brief abgesandt hatte, mußte er sich sammeln und stellte in der Einsamkeit allerhand nutzlose Betrachtungen an. Aus ihnen ging hervor, er habe aus vielen Gründen sehr wohl gethan, daß er so geschrieben, daß er, ohne sich zu besinnen, geschrieben, daß er sofort geschrieben.

Wohlgemerkt, er war von diesen Gründen ehrlich überzeugt: weil die Pflicht allem vorgeht; weil es keine höhere Pflicht gibt als die, welche einen Vater an sein Kind bindet; weil der eigenste Instinkt der Liebe aufopfernde Hingebung ist; weil der Trieb des Blutes. . . .

Das „Weil“ des Blutes wollte nicht einmal unserm Tito recht in den Kopf, der, wenn er sich ein Bild von der Kleinen zu machen suchte, welcher er das Dasein gegeben, niemals andre Züge fand als die so schönen der Mutter.

Den ganzen Tag über war er wie im Fieber; er sagte sich hundertmal: „Um diese Zeit hat Cesira das Telegramm erhalten, sie überdenkt ihre Angelegenheiten, spricht mit dem Schauspieldirektor, entscheidet sich, telegraphiert ihre Abreise. . . .“

Wenn seine Gedanken diesen Weg nahmen, fühlte sich Tito ganz glücklich, und nur deshalb warf er sich nicht seinem Vater in die Arme und vertraute ihm seine große Hoffnung an, weil der Gedanke sogleich in eine Sackgasse geriet, wo der Wunsch zunächst auf eine hohe, starke Mauer stieß: die Gleich-

gültigkeit der Frau, dann auf eine noch höhere und stärkere: die Eitelkeit der Schauspielerin.

Und dennoch war ihm, nachdem er ohne viel Hoffnung zwei Tage lang auf ein Telegramm gewartet hatte, klar geworden, daß seiner Depesche etwas Wesentliches fehle, und er verbesserte sie durch eine andre:

„Brauchst du Reisegeld, so telegraphiere.“

Cesira telegraphierte nicht, kam weder mit dem ersten, noch mit dem zweiten Postdampfer und schrieb auch nicht einmal. Jede Nacht träumte Tito von Cesira; er träumte sie schön und gefügig, wie sie einst gewesen war; er träumte sie liebend. Beim Erwachen begegnete er seinem rastlosen Verlangen, sie für immer zu der Seinigen zu machen. In diesen Visionen des Schlafes und des Wachens hätte er gern auch die Kleine in rosiger Färbung erscheinen sehen, sonst wäre er des Vaternamens nicht würdig gewesen; aber sie zeigte sich nur flüchtig, fast als bitte sie den gütigen Mann um Vergebung, der ihr die Barmherzigkeit anthat, sie Tochter zu nennen.

Tito wußte, daß wöchentlich ein Postdampfer nach La Plata abgeht, und da er sich nicht ergeben wollte, hatte er jedesmal einen Brief von vier gedrängten Seiten geschrieben, wobei er immer noch den Ausdruck steigerte und, in gutem Glauben übertreibend, die Qual schilderte, daß er seiner Bianca liebliches Gesichtchen sich nicht einmal vorstellen könne. Nach mehreren Monaten des Schweigens hatte er verzweifelnd angekündigt, wenn Cesira auch dies letzte Mal nicht antworte, so werde er nicht mehr schreiben, sondern selbst kommen.

Auf diese Drohung antwortete Cesira mit einem Briefe, vor welchem ihm die Arme niedersanken:

„Ich könnte die Ihrige nicht sein, weil ich einem andern angehöre, weil ich frei sein will und, was ich bisher gethan, wahrscheinlich auch ferner thun würde. Glauben Sie mir das. Ich habe nie jemand geliebt, ich vermag nicht zu lieben; einzig meine Kleine habe ich lieb und bin Ihnen dankbar, der sie mir geschenkt hat. Sie sind jung, sind Künstler: fassen Sie Neigung zu einem guten Mädchen, wie es deren so viele gibt, und Sie werden glücklich sein.“

Tito Bondi hatte sich vorgenommen, seinem Vater nichts zu sagen, bis alles abgemacht wäre. Er sprach zu sich selbst:

„Ich will dies teure Träumerhaupt nicht aufregen, bis die Zeit gekommen ist.“ Als er aber seine ganze Hoffnung zusammenstürzen sah, da erfaßte ihn ein solches Mitleid mit sich selbst, daß ihn nach einem Worte von dieser nie versagenden Liebe verlangte.

Mattia schüttelte den greisen Kopf und fand instinktmäßig den Weg zum Herzen des Kranken.

„Deine Krankheit kenne ich; ich weiß, wieviel Schmerzen sie bringt.“

Das war alles, aber mit diesen Worten sicherte er sich das Vertrauen. Und in der That, nun der junge Mann wußte, daß ein gleiches Leid, längst erloschen, aber noch verständlich, einst des Vaters Seele durchwühlt hatte, beeilte er sich, sein ganzes Fühlen vor ihm auszusprechen.

Als sie miteinander jenen Brief gelesen hatten, welcher keine Hoffnung übrig ließ, sagte Tito bitter: „Es ist eine Komödie,“ und Mattia antwortete: „Ja, es ist eine Komödie, aber eine aufrichtige.“

Und er erklärte, was er damit meinte: „Alle schlauen Schauspieler machen es so: sie legen immer ein Teilchen Wahrheit in ihre Täuschungen. Die tüchtigsten im Komödienspiel sind diejenigen, welche zuweilen sich selbst täuschen. Zu meiner Zeit habe ich so viele Schauspielerinnen weinen sehen; du wirst es auch sehen. Was Cesira schreibt, ist die Wahrheit, und du kannst dich glücklich nennen, wenn in der Komödie, welche sie in diesem Augenblicke zu Buenos Ayres mit Gott weiß wem aufführt, die aufrichtigen Worte an dich gerichtet worden sind. Mache es wie ich: denke nicht mehr daran, wenn du kannst; aber wenn du daran denkst, sollst du zu deinem alten Freunde davon sprechen. So werden wir schneller genesen, und haben wir das Glück, daß du dich in ein gutes Mädchen verliebst . . .“

Tito hatte schweigend, nur mit einer verneinenden Bewegung des Kopfes, dagegen protestiert; zuletzt hatte er den Vater unterbrochen, um in vollster Ueberzeugung zu versichern: „Sei gewiß, lieber Papa, Cesira oder eine andre wäre mir jetzt gleichgültig; aber der Gedanke, daß diese Unglückliche Mutter ist und meine Liebe verantwortlich dafür, diesem armen Kinde das Leben gegeben zu haben . . .“

Mattia wurde derb und ließ ihn nicht ausreden.

„Und woher weißt du, daß dieses Kind aus deiner Schuld entsprungen ist? Schreibt dir doch die Mutter, daß sie sich

nicht als gebunden betrachten würde, wenn du die Thorheit begingest, sie zu heiraten?"

„Gerade ihre Aufrichtigkeit," stammelte Tito entmutigt, „ihre Selbstverleugnung — ihre Selbstlosigkeit . . ."

Und nun zeigte sich Mattia nachsichtig; er faßte seines Sohnes Hand und sprach einfach, gelassen zu ihm, mit dem Anschein, ihn nicht einmal überreden zu wollen: „Laß uns miteinander darüber nachdenken; laß uns sehen, was die Aufrichtigkeit einer Schauspielerin wert, ob sie nicht schlimmer als eine Täuschung, sogar die kühnste Täuschung ist. Wir wollen sehen, ob mit der sogenannten Selbstverleugnung nicht die Eitelkeit etwas zu thun hat — denn mischte sie sich nur im geringsten hinein, so würden wir nicht mehr an die Selbstverleugnung glauben. Und an die Selbstlosigkeit glaube ich nun ganz und gar nicht. Wer weiß, wie vielen andern sie diese Mutterschaft aufgebunden hat, auf die sie so stolz sein will."

„Jetzt bist du ungerecht, Papa; sie fordert nichts . . ."

„Weil sie nichts bedarf; denn vielleicht erhält sie, ohne zu begehren. Wie bist du sicher, ob sie es nicht später thue, wenn sie etwas bedarf und nicht gewiß ist, es zu erhalten? Aber dann wirst du geheilt sein und kannst auch ein Almosen geben, wenn du sonst willst."

„Ich versichere dir, daß ich geheilt bin."

„Und blickst du deinem Gewissen auf den Grund," sagte Mattia, „so wirst du sehen, daß der Gewissensvorwurf des Vaters keinen Einfluß auf deinen heftigen Wunsch hat."

Er sprach es nicht aus — und es wäre auch nutzlos gewesen — daß in Titos aufgeregter Seele immer noch das Verlangen nach dieser reizenden Mutter lebte. So lebendig war es, daß er an eben dem Tage abermals einen Brief abgeschickt hatte, worin er Cesira sagte (was sagte er nicht alles in diesem Briefe von acht Seiten?), wollte sie jetzt oder jemals zurückkehren, so würden sie und ihr Kind mit offnen Armen aufgenommen werden.

Er hatte geschrieben, ohne mit jemand darüber zu sprechen; aber das wurde ihm leid, und er mochte kein Geheimnis vor seinem Vater haben, der ihm nur die paar Worte sagte: „Warten wir ab."

Sie warteten in der That noch acht Wochen miteinander, in der Meinung, daß Cesira sich's besser überlegen werde; dann wartete Mattia nicht mehr, Tito freilich noch viele Monate. — — — — — — — — — — — — — —

Mattia, der Ruhmreiche, war bei seiner schwarzen Stunde angelangt. Die Vorsehung legte ihn, indem sie sich von ihm abzuwenden schien, dem Sohne in die Arme, dem es seinerseits not that, sich von der Liebesleidenschaft loszureißen, um einer Pflicht ins Auge zu sehen. Um es kurz zu sagen: Mattia wurde von einer Lähmung befallen, zu welcher sich der schwarze Star gesellte. Mit der Zeit wurde man der Lähmung Herr, aber der Star blieb; Mattia war verurteilt, nie mehr die eignen Meisterwerke zu sehen, nie mehr die Feuilletons der Zeitungen zu lesen, welche alle übereinstimmend drucken ließen, daß der berühmte, der ehrwürdige Mattia, der Maler, welchem die Kunst so viele hochgeschätzte Bilder verdanke, nichts mehr malen würde.

In diesen Chor mischten sich auch Sincerus und Novus mit dem besten Willen und mit beinahe den gleichen Worten. Nur daß Sincerus sich begnügte, den armen Blinden „hochberühmt" zu nennen, Novus dagegen von Beiwörtern überströmte und ihn bald „berühmt", bald „ehrwürdig" hieß, und einmal „berühmt" und „hochehrwürdig" zugleich, um die Sache abgethan zu haben.

* * *

Die Blindheit war ein furchtbarer Schicksalsschlag für den ruhmvollen Greis. Zwei Jahre lang zog er die namhaftesten Augenärzte zu Rate, die ihm nie mit einer Hoffnung schmeichelten, was er selbst noch immer that; er bildete sich ein und sprach es aus: eines wunderschönen Tages, während er die schwarze Wand anstarrte, welche immer vor ihm stand, werde sie ihm zu glänzen und zu leuchten beginnen, so daß er die Augen schließen müsse, bis das Lichtmeer sich gesondert habe.

„Du wirst sehen," sprach er zu seinem Sohne, „mein Uebel ist urplötzlich gekommen, und so wird es auch vergehen."

Er dankte den Kritikern, die, als sie ihn abgethan glaubten, inne wurden, daß man ihn wohl „hochberühmt" und „ehrwürdig" nennen dürfe, war aber überzeugt, daß sie eines Tages ihre verschwendeten Lobpreisungen wieder einstecken würden wie eine Münze, welche zum letztenmal gegolten hat, um dann für immer außer Kurs zu kommen.

„Ich will's erleben, wie sie wieder geizig werden, wenn

sie mit Augen gesehen haben, daß ich noch da und noch Künstler bin."

Tito sagte immer ja und legte sogar einigen Nachdruck in die Lüge, damit der Greis sie nach dem Klang der Stimme für Wahrheit halten könne.

Aber zwei Jahre des Harrens und Glaubens ermüden auch die kräftigsten Selbsttäuschungen. In der Nacht, welche ihn umgab, war die Vorstellung von der Zeit wie vom Raum allmählich geschwunden, und wenn Mattia jetzt in eine Zukunft blickte, so sah er nur seine ruhmvolle Vergangenheit, wie sie in der Gegenwart fortlebte. Und deshalb war er ergeben geworden.

In diesem Winter hatte er sich einen geräumigen Lehnstuhl ins Atelier stellen und so vor dessen großes Fenster rücken lassen, daß zu einer bestimmten Stunde die Sonne ihm auf die Beine schien. Dort saß er ganze Stunden schweigend; dann lächelte er plötzlich einem freundlichen Bilde zu, welches ihm im Dunkel erschien.

„Was machst du jetzt?" fragte er eines Tages seinen Sohn.

„Ich lege eben etwas Schwarz auf den Hintergrund, um die Gestalt mehr hervortreten zu lassen; ich bin beinahe fertig; noch ein Augenblickchen, und ich werde dir sagen, ob ich zufrieden bin."

Als Mattia hörte, daß das Schwarz des Hintergrundes dem Bilde gut thue, daß die Gestalt an Eindruck gewonnen habe, stellte er irgend eine unnütze Frage, auf welche Tito, nachdem er sich vorgebeugt hatte, um den Gesichtsausdruck des Blinden besser zu sehen, einfach erwiderte: „Papa, du denkst an etwas andres."

„Das ist nicht wahr," sagte Mattia, aber sein Lächeln strafte die Verneinung Lügen.

„Du hast mir etwas zu sagen," fuhr Tito fort; „sage es mir doch gleich."

Zuerst lachte Mattia laut zu dieser entgegenkommenden Aufforderung, dann wurde er ernst und schwieg lange, während sein Sohn an der Staffelei zu arbeiten fortfuhr. Plötzlich sagte der Blinde, als setze er ein Gespräch fort: „Ich habe alles gemerkt; dein Papa kann immer noch sehen."

„Was hast du gemerkt?" brachte Tito verlegen heraus und bückte sich instinktmäßig, um seinem Vater in die Augen zu blicken; „hast du den Gegenstand meines neuen Bildes

erraten? Ich wollte schweigen, weil ich mich meiner Schwäche schämte; ja, Papa, du hast recht: jene Frau hat sich in meine Phantasie eingeprägt, und ich werde keine Ruhe finden, bis ich sie da herausgemalt habe. Du weißt, welche Qual es macht, ein Bild wiederzugeben, das sich uns innerlich zeigt und wieder verbirgt. Doch kann ich dir sagen, daß ich jetzt nur noch als Künstler verliebt bin, aber als Mensch ist es eine abgethane Sache, durchaus abgethan."

Mattia antwortete nicht, sondern fuhr fort, geheimnisvoll zu lächeln.

„Und du glaubst es zur rechten Zeit fertig zu bringen?"

„Zu welcher Zeit?"

„Du kennst ja meinen Grundsatz: jede im Laufe des Jahres begonnene Arbeit muß am Sylvestertage beendet sein."

„Ich hoffe," sagte Tito; aber diese Worte und das leichte Lächeln, welches noch auf dem heiteren Gesicht des Blinden fortdauerte, brachten ihn auf einen Gedanken. Und auf einmal nahm er schweigend eine fertig zubereitete Leinwand vom Nagel und entwarf auf der Stelle mit wenigen Kohlenstrichen die ersten Linien eines gedankenvollen Kopfes, von der hohen Lehne eines altertümlichen Sessels umrahmt.

Der Blinde lauschte ein Weilchen.

„Jetzt verstehe ich's nicht mehr; ich höre das Streifen der Kohle auf frischer Leinwand; du arbeitest an einer neu eingerahmten."

„Ja," antwortete Tito lächelnd; „es ist ein sehr schwieriger Kopf, und wenn die Köpfe schwierig sind, so ist häufig das beste System, sie ganz fortzuwischen; aber ich verwerfe diesen nicht, denn in dem, was ich gemacht habe, ist manches Gute."

Und es schmeichelte Mattia, zu hören, daß sein Kopf ein schwieriger sei.

„Aber wenn du besser siehst als ich," setzte der junge Künstler nach langer Pause hinzu, „dann ist es unnütz, daß wir Komödie spielen. Sage mir die Wahrheit: Hast du keine Ahnung von dem Bilde, welches ich male?"

„Wer weiß? Vielleicht ja," sagte der Blinde. „In der Ecke des Bildes ein altertümlicher Lehnstuhl wie dieser hier, im Lehnstuhl ein Greis mit schwierigem Kopf, dichtem weißen Bart und reichlichem weißen Haar; die Augen offen, aber sie blicken auf die irdischen Dinge nicht mehr, weil sie so viele himmlische geschaut haben. Ist's richtig so?"

„Ganz vollkommen. Zum Sylvester wird dein Porträt fertig sein."

„Darf ich mich jetzt bewegen?"

„Jawohl; ich höre auf."

Tito bedauerte in seinem Herzen, daß der so natürliche Gedanke, den schönen Kopf seines blinden Vaters zu malen, ihm nicht früher als dem Greise gekommen war, der vermutlich seit vielen Tagen gewissenhaft zum eignen Porträt saß. Und um sich zu strafen, kehrte er die bis dahin gemalte Cesira gegen die Wand, mit dem Vorbehalt, sie später wieder umzuwenden.

Es fehlten noch zehn Tage bis zum Sylvester, und bis dahin sollte das Porträt fertig sein, nicht gerade weil Tito den gerühmten Grundsatz des Vaters zu dem seinigen gemacht hätte, sondern weil am letzten Dezember Mattia sein vierundsiebzigstes Jahr vollendete. Nachdem er zwei ganze Tage mit Eifer gearbeitet hatte, konnte der junge Künstler sich am Weihnachtsabend von seinem Werke befriedigt erklären, und Mattia konnte frei aufatmen.

„Denn sieh, mein Sohn, du arbeitest fast zwei Monate daran."

„Nein, Papa — das glaube ich doch nicht."

„Ja gewiß, genau zwei Monate; rechne nur; du hast am 20. Oktober angefangen, an dem Tage, wo es so heftig regnete, und du sagtest — mir ist's, als hörte ich es noch —: ‚Es strömt vom Himmel; mit unserm Spaziergang ist es nichts; setze dich ans Fenster und höre, wie der Regen an die Scheiben schlägt; unterdessen werde ich — eine neue Leinwand vornehmen.' Und als ich wissen wollte, was du gemacht hattest, sagtest du, es wäre dir nichts Rechtes gelungen. Seit jenem Tage hast du immerfort an der mir zugedachten Ueberraschung gearbeitet; sprich, es sei nicht wahr, wenn du kannst — siehst du? Die Vorsehung, mein Sohn, kommt uns allesamt zu Hilfe, sie gibt den Unglücklichen die Kraft, ihr Unglück zu tragen, sie gibt den Blinden das doppelte Gesicht."

Und da Tito, der sich verpflichtet glaubte, irgend etwas zu erwidern, auf die Heilung hindeutete, an welche auch er nicht mehr glaubte, schüttelte Mattia den Kopf und lächelte ohne Bitterkeit.

„Du sprichst so, aber du glaubst es selbst nicht. Doch höre: Ihr, die ihr sehet, die ihr unbehindert umhergeht, die

ihr von den Schwingen eurer Jugend getragen werdet, könnt nicht ohne Entsetzen an das Unglück eines Menschen denken, der nichts mehr sieht, der einen Stelzfuß hat, der sich vor Schwäche kaum noch fortschleppt. Aber euer Mitleid ist ein Irrtum. Die Blinden, die Krüppel, die Kranken genießen auch ihr Stück Himmel. Wenn sie sich eingewöhnt haben, so können sie ebenso glücklich sein wie Leute mit zwei guten Beinen und zwei weitblickenden Augen. Die Ergebung scheint eine sehr schwere Tugend; so schien sie mir ein ganzes Jahr lang. Aber nun ich jede Hoffnung verloren habe. . . ."

„Sage das nicht, Papa."

„Warum sollte ich es nicht sagen, da diese Hoffnung, nachdem sie mir ein Jahr hindurch wohlgethan, bei ihrem Schwinden eine neue Kraft hinterläßt, die nicht mehr von mir weichen wird?"

Als er diesen Weg eingeschlagen hatte, ward der Blinde plötzlich inne, daß er bis zu seinem geheimen Wunsche vordringen könne, und ging eilig darauf zu.

„Präge es dir recht ein, daß mir nichts mehr fehlen kann; ich zehre von einer Vergangenheit, die mir niemand zu nehmen vermag; ich finde in der Erinnerung alle Quellen meines Genusses. Aber du wirst nicht glauben, daß man ohne wenigstens einen Wunsch leben kann — ich habe einen."

„Nenne ihn mir."

„Ja? Soll ich ihn dir sagen? Soll ich ihn dir wirklich sagen?"

Er that es nicht. Der Wunsch war, daß Tito eine Gefährtin wähle — nicht für sich allein, sondern auch für diesen Egoisten Mattia; ein Weibchen, holdselig anzusehen, das dem Sohne hülfe, weiter zu hoffen, das die resignierte Blindheit des Vaters mit Zärtlichkeit umgäbe.

Der Blinde wartete auf ein Anzeichen, welches ihm fortzufahren gestatte; und als Tito sich einen Seufzer entschlüpfen ließ, lächelte er vor sich hin und sagte nichts weiter.

Aber als hätte es so kommen sollen, hatte an jenem Tage Barbara den frechen Mut, zwei Koteletten aufzutragen, welche vom Rost in die Aschenglut geraten waren; und Tomaso ließ sich einmal wieder von seiner alten Liebe zu dem alten Wein seines alten Herrn hinreißen.

Und nun gab der Blinde seinem geheimen Wunsche Worte.

Tito hörte den väterlichen Wunsch ruhig an und antwortete nicht, küßte aber das weiße Haupt. Später begann

er: „Schade, daß du nicht Klavier spielen kannst; schade, daß auch ich es nicht kann; wie gern würden wir um diese Stunde ein wenig miteinander musizieren! Aber sag einmal, wenn allabendlich ein Musiker zu uns käme, der sich eine oder ein paar Stunden an den Flügel setzte — wäre das nicht schön?"

Der Blinde zollte Beifall.

„Einer, der all die alte Musik von Cimarosa, von Rossini spielte — gewiß, das wäre schön. Wollte er auch irgend eine Novelle oder ein paar Gedichte lesen, so wäre es noch besser; aber einem Musiker oder Vorleser würde es bald langweilig werden; ich hätte mehr Vertrauen in eine Vorleserin."

Auch Tito mußte zugeben, daß die Männer weniger geduldig als die Frauen sind, und daß eine altertümliche Lehrerin, eine alte Jungfer, eine Witwe ohne Kinder . . .

„Aber warum alt, warum altertümlich?" unterbrach ihn der Blinde; „wenn die Leserin jung wäre und ihre Stimme silberhell? Wenn die Klavierspielerin munter und hübsch wäre, was fändest du dabei Schlimmes? Du denkst wohl, daß man, wenn man alt und blind ist, gleichgültig gegen Jugend und Schönheit sei? Aber man ist nicht umsonst fünfzig Jahre hindurch Künstler gewesen."

Tito gab bereitwillig auch dies zu.

„Nun, so suche mir denn ein gescheites junges Mädchen, das sich dazu hergeben will, ein paar Stunden bei einem alten Blinden zuzubringen; es muß deren so viele geben, die auf nichts Besseres warten. Wenn du sie mir nicht schaffst, weißt du, was ich thue? Ich stelle mich ans Fenster und rufe: ‚Ein hübsches Mädchen, das Klavier spielen kann und eine klare angenehme Stimme zum Vorlesen hat, findet gute Beschäftigung.' Ich wette, es würden viele stehen bleiben und ich hätte bald, was ich suche."

„Fände sich dann unter den Bewerberinnen eine so gute, daß sie dir die fehlende Tochter ersetzen könnte . . ."

„Nun wohl, dann . . ."

„Dann könntest du sie bitten, immer im Hause zu bleiben, bis sie einen Gatten bekäme."

Der Blinde seufzte im geheimen und sagte einfach: „Also wollen wir sie denn sofort suchen."

An demselben Abend noch sprach Tito im Verein der Künstler die Bitte aus, daß man ihm helfen möchte, einer Verheiratung zu entgehen, indem man dem blinden Vater eine Klavierspielerin verschaffte; und ein alter Künstler, auch eine

Berühmtheit dadurch, daß er viele Gemälde angefangen, ohne je eins fertig zu machen, nahm ihn beiseite.

„Ich habe zwei Töchter," sagte er ihm; „sie sind Schülerinnen des Konservatoriums. Ich sehe, Sie wissen nicht, daß ich der Salvi bin; alle werden Ihnen sagen, wer der alte Salvi ist; Ihr Vater kennt mich vielleicht. Meine Töchter sollen zu Ihnen kommen, damit der alte Bondi wählen möge. Ich aber kann Ihnen sagen, daß sie beide vortrefflich spielen, daß Giuditta sehr schön ist, und Sofia so gut . . ."

„Schicken Sie Sofia," bat Tito schnell.

„Warum Sofia und nicht Giuditta?" fragte der alte Salvi.

„Weil die schönen Mädchen immer weniger Geduld besitzen als die andern," antwortete der junge Mann lächelnd.

„Das Geschick hat sie beide geduldig haben wollen. Lassen Sie mich nur machen; ich schicke sie Ihnen morgen mittag."

Sie kamen denn auch zur angegebenen Stunde; Giuditta zeigte sich zuerst in der Thür des Salons, verweilte einen Augenblick darin, um sich zu verbeugen, machte dann langsam Sofia Platz, die so unscheinbar von Person und so bescheiden war, wie die Schwester hochgewachsen, selbstgewiß und schön erschien.

Als Mattia, der sie im alten Lehnstuhl erwartete, merkte, daß die Mädchen eingetreten waren, sprach er langsam: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht zu empfangen vermag, wie ich möchte; mein Sohn, der sehen kann, wird gleich kommen; aber wenn Sie die Güte haben wollen, sich zu setzen, da sind Stühle."

Giuditta nahm sogleich Platz, Sofia blieb stehen, obgleich die Schwester winkte, ihrem Beispiel zu folgen. Beide dankten.

Jetzt trat Tito ein.

„Da bin ich, Papa; guten Tag, meine Damen."

Aber sein Gruß streifte die eine nur, vom ersten Augenblick an fesselte ihn die Schönheit der andern; diese hatte sich einen Augenblick erhoben und sich wieder niedergelassen, durch die bloße Bewegung des Kopfes und den Glanz der schwarzen Augen einen Zauber um sich verbreitend.

„Sie, Signorina, sind Giuditta?" stammelte der Aermste, indem er sich den Fesseln dieser erbarmungslosen Schönheit zu entwinden suchte.

„Ja, mein Herr; und dies ist meine Schwester Sofia.

Der Papa schickt uns, damit Sie uns sehen; wir spielen beide, und jede von uns kann vorlesen; meine Schwester kann mehr als ich, weil sie älter ist; ich dagegen bin munterer. Aber sage doch auch du etwas, Sofia."

„Was soll ich sagen? Wir haben tags über viel freie Zeit . . ."

„Und können über so viel Zeit verfügen, wie erforderlich ist. Aber wo ist denn das Pianoforte?"

„Es wird morgen hier sein," sprach der Blinde. „Aber zuerst sagen Sie mir: welche von Ihnen besitzt die meiste Geduld?"

„Sofia!"

„Die, welche sprach, ist . . ."

„Giuditta."

Tito schmeichelte sich, daß diese Antwort die Frage zu gunsten Sofias lösen werde, aber der Blinde dachte noch darüber nach und antwortete: „Recht so, Giuditta. Und Sie, Sofia, was sagen Sie? Sind Sie derselben Meinung?"

„Meine Schwester rühmt mich immer, und sie läßt mir niemals Zeit, Gutes von ihr zu reden."

„Das Gute, was von mir zu erwähnen ist, kann ich selbst sagen," versicherte Giuditta. „Ich bin lustig — das ist alles."

Aber die kleine Unterbrechung mitten im Satz verstand Tito so: Ich bin sehr schön und kann großmütig gegen meine Schwester sein, die im Vergleich mit mir ziemlich häßlich ist.

Während seine Augen diesen Zauberbann flohen, wußte Tito nicht, wie er seinem Vater kund thun solle, daß Giuditta zu schön und zu kühn, und er zu jung und zu sehr Künstler sei, um ihr auf die Dauer zu widerstehen. Aber glücklicherweise fühlte auch der Blinde nicht den Mut zu einer sofortigen Entscheidung, und da er sich mit dem Sohne nicht beraten konnte, ersann er eine Auskunft.

„Hören Sie, meine Damen; der alte Salvi hat Sie geschickt, damit ich eine Wahl treffe; aber ich als schlauer Blinder, der ich bin, wähle Sie alle beide. Ist es Ihnen recht? Wenn Sofia nicht kommen kann, wird Giuditta es thun; und wenn einmal eine von Ihnen anders beschäftigt oder es ihr zu langweilig ist, dem invaliden Künstler vorzulesen oder vorzuspielen — dann mag sie stets ihre Schwester schicken. Wollen Sie das?"

„O gewiß!" sagte Giuditta.

„Es ist mir so lieb! und thun Sie mir den Gefallen, dem Papa zu sagen, daß der alte Bondi den Salvi kennt und sehr schätzt."

„Dank!" antwortete Sofia mit einem leichten Zittern der Stimme aus innerer Befriedigung, was dem Blinden nicht entging.

Giuditta suchte im Spiegel gegenüber zu erspähen, ob der junge Mann wirklich so gleichgültig sei, wie er scheinen wollte.

Als die Schwestern sich entfernt hatten, blieb in Tito der Eindruck des kalten Grußes zurück, mit welchem Giuditta sich im Vorzimmer verabschiedet hatte, ihn achtlos kaum eines Blickes würdigend. Sofia hingegen hatte ein gutmütiges Lächeln für ihn gehabt, wobei sie gleiche und weiße Zähnchen zeigte, sie hatte ihn mit Augen angeblickt, nicht so feurig, wie die Giudittas, aber groß, klug und sinnig.

Eigentlich hatte er auf Sofia wenig geachtet, aber dennoch erinnerte er sich dieser Augen und dieses Lächelns, als der Blinde ihn fragte: „Nun? Was dünkt dich? Sie sind schön, nicht wahr?"

Und da die Antwort nicht sogleich erfolgte, trat ein Lächeln schelmischer Befriedigung auf Mattias Lippen.

„Willst du wissen, was ich über diese Mädchen denke?"

„Ja; laß hören, welche Vorstellung du dir von ihnen gebildet hast; ich, die Wahrheit zu sagen, habe noch nicht Zeit dazu gehabt. Beginnen wir mit Giuditta."

„Giuditta ist schön oder glaubt es wenigstens zu sein."

„Es ist wahr. Sie ist sehr hübsch, aber sie hält sich für wunderschön."

„Sie ist mager — ziemlich groß, nicht? — Sie muß kleine Augen haben, die sie den Leuten ins Gesicht bohrt; und vielleicht ist sie nicht einmal lustig, wie sie sich rühmt."

„Du hast nicht ganz unrecht," stimmte Tito bei; aber in diesem Porträt von sehr subjektiver Auffassung forderten die wundervollen Augen Gerechtigkeit, und der junge Künstler hielt sich für gewissenhaft, indem er berichtigte: „Nur daß Giudittas Augen nicht klein sind."

„Sie sind jedoch nicht so schön wie die Sofias ... ist das wahr?"

„Vielleicht; aber sie strahlen von Licht."

„Sofia," fuhr der vom Erfolg ermutigte Blinde fort, „ist kleiner, bescheidener, ernsteren Sinnes, achtsamer. Sie muß

eins von den guten Kindern sein, die, während sie sich stets verbergen, jeden Tag eine neue Tugend enthüllen. Scheint dir's nicht so?"

Tito dachte darüber nach.

„Es kann wohl sein; aber ich habe sie nicht recht beobachtet."

„Ein Zeichen, daß sie häßlich ist," sagte Mattia; „und das thut mir leid."

Nun bereute Tito seine Aufrichtigkeit und versicherte dem Vater, Sofia sei vielmehr ebenso schön wie Giuditta, aber ihre Schönheit sei nicht von der Art, welche augenblicklichen Eindruck macht.

* * *

Am folgenden Tage nach dem Mittagessen kam Sofia und spielte dem alten Herrn zwei Stunden lang Cimarosa vor. Diese heitere Musik goß Wogen von Licht in den trüben Sinn des Blinden, der bei dem Schluß jedes Stückes „bravo!" rief und in die Hände klatschte.

„Bravissimo!" sprach er endlich; „und sagen Sie mir, Signorina, klingt Ihnen nicht durch die Heiterkeit Cimarosas ein klagender Ton?"

„Alle Musik klagt," antwortete das junge Mädchen einfach.

„Wohl möglich," fuhr Mattia fort, nachdem er einen Augenblick über diese Worte nachgesonnen hatte; „wenn das Herz zur Schwermut vorbereitet ist, hat die Musik etwas Thränenvolles; aber ich möchte gern hören, daß meine kleine Freundin nicht zur Traurigkeit neigt."

„Ich bin nicht sehr fröhlich, aber auch durchaus nicht traurig," versicherte Sofia schüchtern; „ich sprach nicht von mir; ich meinte, daß die Musik nur denen heiter scheinen kann, die leichten Sinnes sind; allerdings sagt uns eine gewisse Art Musik gar nichts, aber das ist keine Musik, nur Geräusch."

Sie sprach fließend und mit harmonischer Stimme, aber sie errötete dabei, als könne der Blinde in den ihr entschlüpften Aeußerungen vielleicht eine Affektation finden, welche sie nicht hineingelegt hatte.

Der Blinde dachte im Gegenteil: Dies schöne junge Wesen ist voll Empfindung; schade, daß Tito nicht hier geblieben ist.

Tito war nicht geblieben, weil ihm gewiß schien, daß Giuditta kommen würde, und er gar nicht ungern die Eitelkeit der Kokette demütigen, aber auch zugleich sich ihrem Zauber entziehen wollte. Denn ach! — als Tito in seinem Gehirn nachforschte, hatte er erkannt, daß eine und dieselbe Zelle eine gleich mächtige Liebe für die Kunst und für die Schönheit nähre. Als ihm nun der Blinde Sofias Kommen mitteilte und von der Schönheit, der Anmut und Güte der jungen Dame sprach, sagte sich Tito: „Ich konnte mir's denken; Giuditta wird morgen erscheinen, aber Holofernes wird seinen Kopf wahren, indem er sich nicht zu Hause finden läßt.“

Er sagte das halb als Scherz, halb als Wahrheit; denn zuweilen geneigt, sich selbst zu verspotten, übertrieb er die erotische Schwäche seines Temperamentes.

Aber tags darauf kam wieder Sofia, und nun wußte der junge Mann nicht mehr, was er denken solle. Er beschloß, unwandelbar daheim zu bleiben.

Die Schöne stellte sich auch andern Tags nicht ein, und als Tito Sofia, zaghaft grüßend, in der Thür zögern sah, empfand er instinktmäßig einen kleinen Groll, über den er sich später klar zu machen gedachte. Er war höflich gegen die unscheinbare junge Person, die sich zu entschuldigen schien, daß sie nicht, wie Giuditta, schön sei.

„Ich bin es immer wieder,“ sprach sie lächelnd; „meine Schwester konnte nicht kommen.“

Der Blinde verhehlte seine Befriedigung nicht und erwiderte: „Sie sind stets willkommen, Signorina; zwischen uns besteht schon Freundschaft; später werde ich sie auch mit Ihrer Schwester schließen; aber es ist mir lieb, daß sie heute verhindert ist. So wird mein Sohn hören, wie Sie unsre alte Musik spielen.“

Damit wendete er den Kopf gegen Tito, als wollte er leise hinzufügen: Sieh dir dies Mädchen recht an; ist sie nicht wirklich schön? Beachte ihren Blick, ihr Lächeln; mit welcher sanften Stimme und mit welcher angenehmen Art sie spricht. Wenn ich fertig bin, so thu mir den Gefallen und sage auch du ihr ein freundliches Wort.

Tito verstand das alles und zögerte nicht im geringsten, dieses unschöne junge Wesen zufrieden zu stellen, das ihn um nachsichtiges Mitleid bat aus einem Paar ausdrucksvoller guter Augen, mit einem blassen Gesichtchen und einem zu großen Munde.

Er that noch mehr. Da er wußte, daß er keine Gefahr lief, blieb er ihr zur Seite, während sie die Finger über die Tasten gleiten ließ, wie um das Instrument zu wecken. Und als sie nach einigen staunenswerten Läufen, Arpeggien und Oktaven die Ouverture zum „Barbier" ankündigte, setzte sich Tito furchtlos so, daß er sie ansehen konnte. Gefahr war in der That keine. Trotz seines leicht entzündbaren Temperamentes hätte er sein lebenlang diesem Mädchen gegenübersitzen dürfen, ohne sich die Phantasie zu erregen. Der erste Gedanke, welcher ihm kam, war, sich zu fragen, wie es doch zugeht, daß eine verfehlte Linie in einem weiblichen Gesicht die ganze Empfindungsreihe ändern kann, welche es einzuflößen vermag. Indem er Sofia recht betrachtete, während sie mit gesenktem Kopfe spielte, bemerkte Tito, daß das bleiche Gesichtchen ein feines Oval hatte, daß ihre Stirn rein war, als hätten nie andre Gedanken denn die von Rossini erweckten darin Eingang gefunden; er beachtete die treuherzigen, von langen Wimpern verschleierten Augen, welche zuweilen zu den Noten aufblickten; er ward gewahr, daß sich im rundlichen Kinn ein Grübchen gebildet hatte. Und schließlich gab er zu, daß dies Köpfchen wohl noch den Kopf eines Jünglings entzünden könnte, welcher niemals wie er am lebendigen Feuer geglüht, wenn ein geschickter Pinsel die Nasenspitze feiner zu zeichnen, ein wenig von dem Munde zu verdecken im stande wäre.

Noch klangen die lauten Schlußtakte der „Barbier"-Ouverture, als der unversehrt gebliebene Tito das Geräusch durch Beifallklatschen vermehrte.

„Bravo! Bravo!" rief der Blinde, und zu seinem Sohne gewendet, setzte er hinzu: „Wie gefällt dir das?"

Tito, der mit voller Sicherheit in diese stillen Augen blicken durfte, that es so lange, daß es das junge Mädchen befangen machte.

„Sie lieben vorzugsweise solche Musik wie der ‚Barbier', den Sie uns so reizend gespielt haben?"

Sofia war aufrichtig; auf die Gefahr, das Ideal des Blinden zu verletzen, sagte sie, daß sie mehr Geschmack an der neueren und empfindungsvolleren habe.

„Bellini also," meinte Mattia sogleich, „oder auch Donizetti."

„Ja, aber Bellini und Donizetti haben die menschliche Stimme singen lassen, sie bringen nicht das Klavier zum Sprechen, wie Beethoven, Chopin . . ."

Und ohne sich bitten zu lassen, begann sie die Sonata appassionata, mit der sie den jungen Künstler entzückte und den alten Mann befriedigte. Als darauf das junge Mädchen, von ihrer eignen Stimmung hingerissen, den Totenmarsch von Chopin spielte, fühlte Mattia eine Thräne in seinen blinden Augen.

„Vergeben Sie," sprach Sofia, da sie den alten Herrn so tief ergriffen sah, „vergeben Sie mir, ich glaubte nicht, Ihnen wehe zu thun."

„Sie haben es auch nicht gethan, es freut mich sogar; die Augen dienen mir doch noch zu etwas, da ich weinen konnte."

In diesen zwei Stunden hatte Sofia den Blinden ganz gewonnen, der sie auf die Stirn küßte.

„Das Wetter ist kalt, hüllen Sie sich gut ein, Signorina, stecken Sie die Hände in den Muff, denn bekämen Sie Frostbeulen, so könnten Sie nicht mehr spielen wie heute. Und sagen Sie — wo wohnen Sie? Wer begleitet Sie nach Hause?"

„Ich wohne wenige Schritte von hier und fürchte mich nicht vor den Leuten."

„Wenn Sie sich auch nicht fürchten; es ist heute Sonntag, da sind immer Betrunkene auf den Straßen; wenn Sie mir's erlauben, so werde ich Sie begleiten," sagte Tito.

„Vielen Dank, es ist nicht nötig, ich habe schon jemand, der mit mir geht."

Sie errötete bei dem Gedanken, daß diese Worte mißverstanden werden könnten, und setzte eilig hinzu: „Mein Vetter ist da." Auch das war nicht genug. Sie brachte das eine Wort: „Tonio" heraus. „Gute Nacht!" sprach sie dann und gab es auf, sich weiter zu rechtfertigen.

„Gute Nacht!" wiederholten Vater und Sohn.

Der alte Mann wartete, bis das Mädchen hinaus war, um zu sagen: „Sie hat einen Liebhaber! Aber das konnte man sich auch denken! Sie ist so schön!"

Tito äußerte kein Wort, und Mattia setzte für sich hinzu: „Schade!"

* * *

Tonio wartete wenigstens seit einer Stunde auf der Straße, die Hände in den Taschen, und schaute fragend dann und wann zum Himmel auf, der einen schönen dichten Schneefall versprach; auf der Schwelle des Bondischen Hauses stehend,

stampfte er mit den Füßen, damit sie nicht erstarrten, oder er ging quer über die Straße, um sie in andrer Weise zu bewegen, verlor aber nie das Portal des Hauses aus den Augen.

Endlich erschien die Erwartete.

„Tonio! Da bin ich."

„O, bist du es?" sprach der junge Mensch.

„Ja, ich bin's abermals."

Sie hüllte sich in den Shawl, und Arm in Arm machten sie sich auf.

Ein Weilchen schwiegen beide. Sofia hielt den Muff vor den Mund, Tonio sann nach, wie er das Schweigen brechen könne.

„Giuditta konnte auch heute nicht kommen," sagte das Mädchen. „Es thut mir leid."

„Nein, es schadet nichts," antwortete Tonio traurig. „Ja eigentlich, weißt du, ist's fast besser so; du bist so gut, zu dir kann ich reden, sie dagegen hört mich nicht an."

„Was hast du mir Neues zu sagen?" fragte Sofia hinter dem Muff.

„Immer dasselbe; ich habe den ganzen Tag Unterricht gegeben, aber nicht einen Augenblick habe ich sie mir aus dem Sinn bringen können, immer hab' ich sie da in meinem armen Kopf gehabt, gleichgültig und schön — so schön und so gleichgültig!"

„Armer Tonio! Aber wer weiß, ob Giuditta so gleichgültig ist, wie du es dir denkst. Ein wenig lieb hat sie dich gewiß."

„Das wohl!" versicherte der Lehrer, der sich gern diesem Glauben hingab. „Noch vorgestern sagte sie mir: ‚Wenn du mir eine Lage bieten könntest, wie ich sie verlange, dann wäre mir nichts willkommener, als dir zu gehören, Tonio. Merke dir das,' gerade so hat sie gesagt, ‚dann wäre mir nichts willkommener.'" Aber sogleich in die alte Vertrauenslosigkeit zurückfallend, setzte er hinzu: „Gewiß, wenn ich ihr die gewünschte Lage bereiten könnte!"

Er sprach das tief traurig, aber ohne einen Schatten von Bitterkeit, als wäre es eine vom Himmel oder von der Hölle ausgemachte Sache.

„Weißt du, Sofia, was für eine Lage es ist, die deine Schwester befriedigen würde? Ich habe es sie so oft gefragt, und sie hat mir nie darauf geantwortet. Und doch, wenn sie mich nur ein bißchen liebte, wie glücklich könnten wir mit-

einander sein! Mit dem Zeichenunterricht den ganzen Tag über bringe ich mich durch, und wenn es die Notwendigkeit erforderte, würde ich eine Abendschule übernehmen und mich gern doppelt für sie abmühen. Und dann, hat sie nicht ihre Musik? Auch sie könnte Unterricht geben. Mir käme es so leicht vor, zu zweien glücklich zu sein. Meinst du nicht auch, Sofia?"

Die Frage war eine von denen, welche keine Antwort erwarten. Sie gingen stumm eine Strecke Wegs, dann begann Tonio wieder: „Ich werde mich doch entschließen müssen, nicht mehr daran zu denken, ihr zu sagen, daß sie ihr Glück anderswo suchen möge. Tonio wird sie nicht länger belästigen, ich versichere es dir. Gibt es doch auf der Welt so viele schöne Mädchen — und ein Mann ist so viel wert wie ein andrer."

Sofia gestattete sich ein flüchtiges Lächeln, dann sprach sie ernsthaft: „Man muß das Glück nur zu erwarten verstehen, zuletzt kommt es immer; niemand ist dessen würdiger als du, armer Tonio!"

„Nein, bedaure mich nicht, ich will nicht der arme Tonio sein; unglücklich werde ich sein, aber stark. Du sollst es sehen; du kennst mich noch nicht, auch Giuditta weiß nicht, wie dies Herz beschaffen ist, das um sie gebettelt hat. Der Tag wird kommen, wo ich ihr entgegentreten und unerschüttert das Auge auf ihrer Schönheit ruhen lassen kann. Du wirst sehen."

Er schwieg, damit diese Vorstellung Zeit gewinne, sich ganz in ihm auszubilden. So oft hatte er sich daran umsonst versucht, aber jetzt, wo er ihr Worte gegeben, erschien sie ihm als etwas leicht Ausführbares. Er sah sich ebenso gleichgültig wie er leidenschaftlich gewesen, ebenso sicher der eignen Kraft wie früher schwach in seiner Demütigung; er hörte schon den schwermütigen Ton der Worte, welche er sprechen würde; es waren ernste und männliche Worte, über die das schöne Geschöpf erstaunen sollte. Ohne jede Absicht, sich zu rächen, würde er vielleicht doch gerächt sein.

„Du sollst es sehen!" wiederholte er jetzt.

Die Vision dauerte fort. Nun sah Tonio Giuditta von Liebe zu ihm erfaßt und trauernd; sie sprach: „Tonio, ist es denn möglich, daß du mir nicht mehr gut bist?" und Tonio antwortete: „Mein Herz ist tot, was willst du mit einem Manne, der kein Herz mehr hat? Du bist

jung und schön, gewinne einen andern lieb und du wirst glücklich sein."

Sie waren jetzt dem von Papa Salvi bewohnten Hause gegenüber; an einem runden Fenster des fünften Stocks, über der Dachrinne, schimmerte ein Licht. Die Vision verschwand.

„Hinter ihrem Fenster ist Licht!" murmelte der junge Mann, „woran sie wohl denkt?"

„Leb wohl, Tonio," sprach Sofia, indem sie den Muff vom Munde entfernte, „fasse Mut!"

„O ja, ja, aber sage du ihr . . ."

„Was soll ich ihr sagen?" fragte Sofia, nachdem sie vergebens gewartet hatte.

„Nein, sag ihr nichts, es wird besser sein."

Der Ausdruck strafte die Worte Lügen.

Sofia bückte sich, um durch das enge, niedrige Pförtchen zu gehen, welches sich in der geschlossenen Hausthür öffnete; sie wendete sich im Dunklen um und drückte dem Cousin die Hand.

„Mut!" wiederholte sie seufzend.

„Du wirst es sehen — du wirst sehen."

Mehr sagte er nicht; das junge Mädchen verschwand.

Tonio ging über die Straße und blickte ein Weilchen hinauf nach dem unbeweglichen Lichte, das trübselig aus dem fünften Stockwerk niederschien; dann entfernte sich das Licht, und der Aermste dachte: „Nun ist Sofia da, nun spricht sie ihr von mir."

Ein Schatten näherte sich dem Rundfenster, ein an die Scheibe gelegtes Gesicht schaute ins Finstere hinaus, es schien zu fragen: „Bist du dort, armer Tonio? Höre, wie dein Herz schlägt."

Dann bewegten sich das Licht und der Schatten am Fenster abermals, sie verschwanden; das Herz des Liebenden unten in der Straße hämmerte immer noch.

„Kinder," sprach der alte Salvi, als er sie aus ihrer Kammer eintreten sah, „das Abendessen ist bereit, und ihr sollt mir sagen, was ihr zu diesem Kohlgerichte meint."

Giuditta beeilte sich, einen Blick in das dampfende Gefäß zu werfen, und da sie nichts als Dampf sah, fragte sie: „Was ist denn darin?"

„Kohl ist darin," antwortete er lachend, „aber wirklich! Es sind auch viele Speckscheiben dabei und das bißchen vom

Mittagessen übrig gebliebene Rindfleisch. Ich bin neugierig, wie es euch schmeckt."

Sofia legte eilig vor, und Giuditta konnte den Papa mit dem Ausruf zufriedenstellen: „Schön! Wunderschön, aber siedend heiß!"

„Und du, Sofia, was sagst du?"

Sofia hatte dem Papa seine große Portion aufgefüllt und nahm sich jetzt die ihrige.

„Sehr gut!" sprach sie und bezeigte ihren Beifall durch Kopfnicken und Lächeln.

„Nun denn, guten Appetit!" wünschte der Alte, stolz auf seine Rolle als Koch.

Um nicht stumm zu speisen, schob der alte Salvi, der an diesem Tage guter Laune war, ab und zu Ausrufungen ein, die seinen Abkömmlingen, sich selbst und den Unsichtbaren die von jedem Löffelvoll hervorgebrachte gute Wirkung kund thun sollten.

„Dieser nahm den Weg gerade hinunter, weil er wußte, wohin er zu gehen hatte — dieser hat ein leeres Winkelchen ausgefüllt — dieser brachte einen hungrigen Nerv zum Schweigen, der sich zu laut meldete — dieser . . ."

Die Mädchen lachten, um den Papa zu ermutigen, der nun eine Rätselfrage aufgab.

„Sagt 'mal: worin gleichen wir drei den Taschenspielern?"

Die Mädchen sahen sich mit erheuchelter Ratlosigkeit an.

„Nur in diesem Augenblick, oder immer?" fragte Sofia.

„In diesem Augenblick," antwortete mit vollem Munde der Papa.

Sie sannen nach.

Giuditta sagte: „Das ist zu leicht: weil wir den Kohl verschwinden lassen."

Papa Salvi lächelte schalkhaft.

„Du hast es beinahe getroffen."

Und Sofia setzte hinzu: „Ihn verschwinden lassen, indem wir wie die Taschenspieler zuvor darüber hinblasen — weil er so heiß ist."

„Und das Kunststück ist fertig. Bravo, Sofia."

Der Alte lachte laut und lächelte dann immer noch still vor sich hin.

Als die Töchter den Papa so guter Laune sahen, waren sie gewiß, daß er heute mit seiner Malerei zufrieden gewesen. Aber noch nie hatte sich's ereignet, daß, nachdem man die

Suppe, den Kohl oder den Risotto hinweggezaubert, irgend eine andre Leckerei zum Vorschein gekommen wäre. Auf dieses Taschenspielerstückchen verstand sich Papa Salvi bisher noch nicht. Heute hingegen knöpfte er das Jackett auf und zog mit vieler Schelmerei aus der inneren Tasche ein rotes Päckchen, welches er auf den Tisch legte. Die Mädchen bückten sich mehr als nötig nieder, um das Phänomen zu betrachten, und Sofia streckte, als könne sie der Neugier nicht länger widerstehen, einen Finger aus, um es zu berühren; von ihrem Beispiel ermutigt, that Giuditta das Gleiche. Sie hatten gerochen, daß es sich um Gorgonzolakäse handelte, warteten aber standhaft ab, daß der Papa die Sache in dem angeschlagenen Tone lustigen Humors zu Ende führe.

Papa Salvis Scherz bestand darin, daß er das rote Papier langsam abwickelte, worauf ein andres, blaues zum Vorschein kam, dann wieder ein rotes und abermals ein blaues, bis nach vielem Gelächter Sofia und Giuditta einstimmig erklärten, sie hätten es durchschaut, und in all diesen Hüllen stecke gar nichts! Nun entkleidete der Vater den Käse schnell seiner beiden letzten Gewänder und ganz nackt und ganz grün erschien dieser auf dem Tische.

„Wie ist dir's nur heute eingefallen, den Gorgonzolakäse mitzubringen?“ forschte Giuditta.

Papa Salvi antwortete nicht, schwang aber mit geheimnisvoller Miene das Messer und zerlegte den Käse in vier Stücke, jeder Tochter reichte er eins dar, eins behielt er für sich und das letzte ließ er als gläubiger Spiritist auf dem Tische liegen, für die Unsichtbaren. Dieser letzte Anteil war der kleinste, denn nach der Doktrin des Malers Salvi sind die Unsichtbaren zwar lüstern und wollen von allem genießen, begnügen sich aber mit wenigem.

Endlich sprach er: „Ihr sollt euch nicht den Kopf zerbrechen, Nero hat mir drei Nummern angegeben, ich habe darauf gesetzt und habe gewonnen.“

„Wieviel?“ fragten beide Mädchen zugleich.

„Wenig — dreißig Lire — aber sie kommen mir gelegen.“

„Die Unsichtbaren könnten freigebiger sein,“ bemerkte Guiditta: „dafür daß er römischer Kaiser gewesen, ist Nero nicht großartig.“

„Wir müssen zufrieden sein, Giuditta; Nero thut das Wenige, was ihm im Jenseits zugestanden wird, wo es weder

Kaiser noch Unterthanen gibt, sondern nur obere und untere Geister, die nichts Böses zufügen können."

„Zum Glück!" fiel Giuditta ein, „sonst wäre Nero im stande, sich der Bravourstücke zu erinnern, die er auf Erden vollführte, zum Beispiel als er . . ."

„Still doch!" mahnte Sofia.

In dem Augenblick vernahm man einen plötzlichen Schlag auf dem Büffett; die drei Tischgenossen sahen sich schweigend an. Dann fuhr Papa Salvi mit tiefer Stimme fort, die Augen auf den Punkt gerichtet, wo der Zorn der Unsichtbaren sich geoffenbart hatte: „Nero, wenn anders unser Freund diesen verhaßten Namen nicht etwa angenommen hat, um sich zu demütigen, Nero ist umgewandelt. Wird es ihm vergönnt, noch einmal in Körpergestalt zu erscheinen, so gibt er gewiß Beweise seiner Reue; inzwischen hat er sich Papa Salvi und euch beiden stets gütig gezeigt und wir sind ihm von ganzem Herzen dankbar."

Der alte Künstler sprach mit honigsüßer Stimme nach dem Büffett hin, um Neros Geist wieder zu versöhnen, und als er geendet, wartete er noch einen Augenblick, um gewiß zu sein, daß er ihn beschwichtigt habe; dann sprach er in veränderter Weise und ärgerlichem Tone zu Giuditta: „Von dir kann man nun einmal kein nachsichtiges Wort erlangen, die Signorina ist immer bereit zu verdammen; bitte den Himmel, daß du nie nötig haben mögest, bemitleidet und freigesprochen zu werden."

Giuditta ließ sich nicht aus der Fassung bringen, streckte aber den einen Arm nach ihrem Vater aus; sie hatte eine zarte Hand, neben welcher die zweifelhafte Weiße des Tischtuches einen wenig vorteilhaften Eindruck machte, und ohne im geringsten mit dem Körper näher zu rücken, bewegte sie die Finger auf dem Tische, damit der Alte sich von ihnen streicheln lasse.

Der Papa widerstand noch ein Weilchen; diese Strenge im Beurteilen der Menschen, meinte er, müsse denn doch von irgend einer andern Tugend (er sagte nicht von welcher), von irgend etwas anderm (er nannte es nicht einmal mehr Tugend), kurz, von — etwas — begleitet sein.

„Du Lieber!" sprach Giuditta. „Siehst du, ich wurde ungeduldig! Also hätten wir es wirklich jenem Geiste zu danken, daß uns eine Ambe zugefallen ist?"

„Und wem anders wolltest du Dank sagen?" fragte der Alte.

„Ich weiß nicht recht; mich dünkt, ich würde dem gleichgültigen Zufall danken."

„Wenn du noch sagtest: der Vorsehung," unterbrach Sofia sie.

„Für dich ist alles Vorsehung. Erkrankt ein Familienvater, so ist die Krankheit ein Werk der Vorsehung, damit die Kinder den Hunger kennen lernen. Und wenn der Vater stirbt, läßt dann wenigstens die Vorsehung ihn begraben, oder thut es die Gesellschaft?"

„Die Gesellschaft gehorcht der Vorsehung," sagte Sofia.

„Und um ihr zu gehorchen, läßt sie die Waisen nach Brot schreien, nicht wahr?"

„Die Absichten des Unsichtbaren sind unerforschlich," versicherte der alte Maler mit feierlicher Stimme.

Aber Giuditta schenkte ihm kein Gehör; das hübsche Mündchen hatte noch ein paar Worte zu sagen und sagte sie: „Nun ja, mit dem Geheimnis bringt ihr alles in Richtigkeit; alles Thörichte und Brutale hat der blinde und taube Zufall gethan, nicht wahr? Und wenn er es euch einmal zu Dank macht, dann meint ihr, daß er sieht und hört, und er wird zur Vorsehung."

Papa Salvi suchte nach einer neuen Phrase, welche dies ganze arge Raisonnement über den Haufen werfen könnte, und da er sie nicht fand, wiederholte er eine, deren er sich schon oft vergebens bedient hatte: „Die Pläne des Unsichtbaren sind unerforschlich." Dabei heftete er den Blick auf das Büffett von Fichtenholz, als fordere er Nero auf, sich ins Mittel zu legen.

Giuditta, welche des Vaters Absicht erraten hatte, hörte schweigend zu, winkte sogar der Schwester, still zu sein, und als es schien, daß das Büffett dem Alten nicht willfahren wollte, sprach sie lachend: „Nero hat anderwärts zu thun."

Aber in dem Augenblicke knackte das Büffett laut; Papa Salvi und Sofia sahen sich mit einem flüchtigen Blick an, Giuditta schüttelte den Kopf und fuhr fort zu lachen.

Als sie wieder ernsthaft geworden, begann das hübsche Mädchen; „Laßt uns einmal sehen, wie wir diese dreißig Lire verwenden können."

„Wir wollen sehen," sprach Papa Salvi.

„Legen wir sie beiseite," schlug Sofia vor, „es wird nicht an Gelegenheiten fehlen, sie zu brauchen."

„O, allerdings. Die Gelegenheiten werden nie fehlen,

es wird sogar immer mehrere geben, die sich darbieten, ohne daß wir ihnen Beachtung schenken. Im vorigen Monat zum Beispiel ging die Herbstmode zu Ende, ging auch unser Strohhut zu Ende, der durch ein Wunder bis zum Schluß des Sommers das Leben gefristet hatte, weil er schwarz war. Hätte der Hut sprechen können, so würde er damals gesagt haben, einen bessern Zeitpunkt, um ihn für den Winter in den Kleiderschrank zu verbannen, könne es nicht geben. Mir sagt er es schweigend, so oft ich ihn aufsetze, aber wer hört auf ihn?"

„Auch mir," sprach Sofia, „flüstert er dergleichen zu; aber hier heißt es mit Recht: Wer möchte auf ihn hören? Ich gewiß nicht und auch du nicht, Giuditta, denn wir bedenken, daß der Papa so manches braucht."

„Ich brauche gar nichts," brummte der Alte.

„Ja, du brauchst einen weniger fettigen Hut, und in kurzem werden dir ein Paar gute Schuhe nötig sein, denn die, welche du trägst, lassen nächstens die Sohlen auf dem Pflaster. Hingegen unser Hut, mit einer neuen Feder und einem Stückchen Samt besteckt, wird keinem sagen, daß er von Stroh ist; er kann noch warten — nicht wahr, Giuditta?"

„Ja, es ist wahr, er kann uns noch ein Weilchen länger ärgern," seufzte das Mädchen.

Papa Salvi hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, um ein schelmisches Lächeln zu verbergen, aber die Töchter bemerkten es und Giuditta rief plötzlich händeklatschend aus: „Sage die Wahrheit, Papa, du hast eine Terne gewonnen!"

„Jesus Maria! Was kommt dir in den Sinn?" sprach schnell der Alte. „Ums Himmels willen, glaube das nicht einen Augenblick! Eine Terne! Aber wenn ich eine Terne gewonnen hätte, wißt ihr, was ich dann thäte? — Ihr könnt es euch nicht einmal denken. — Ich würde — so vieles thun. Aber wenn es das nicht ist, so ist's vielleicht etwas noch Besseres: ich habe ein Bild verkauft!"

„Ein Bild!" sagten beide Töchter zugleich.

„Das heißt eine Malerei — die erst eingerahmt werden soll. Ich habe die neapolitanische Landschaft verkauft — die mit dem Vesuv."

„Du hast sie fertig gemacht?" fragte Giuditta.

„Es gibt keine fertigen Gemälde für einen Künstler," erwiderte der Alte sententiös. „Ein französischer Herr hat von meinen Kleckfereien gehört und wollte mein Atelier sehen.

‚Ich habe kein Atelier,‘ sagte ich. ‚Eine Staffelei in meiner Schlafstube, viele angefangene Gemälde, kein einziges vollendetes.‘ ‚Wenn auch, ich möchte das alles sehen,‘ sagte er. Heute vormittag kam er und sah die ‚Neapolitanische Campagna‘; sie gefiel ihm, und er hat sie genommen, wie sie da war, er wollte nicht einmal, daß ich die Tauben hineinmalte, die auffliegen müßten vor dem Jungen, welcher sie von dem Kornhaufen scheucht.“

„Welcher Junge?“ fragte Sofia. „Ich erinnere mich seiner nicht.“

„Du erinnerst dich des halbnackten Buben nicht, der mir so viel Mühe gemacht hat?“

„Ach ja, den du erst auf einen Esel gesetzt hattest und dann in einen Pinienwipfel und endlich in die Tenne. Ja, jetzt besinne ich mich, er gefiel mir auf dem Esel so gut.“

„Auch mir gefiel er, aber mir kam in den Sinn, daß er sich noch besser nackt, wie ein kleiner Wilder von Erz, unter der neapolitanischen Sonne ausnehmen würde — und in der That macht er sich besser so, aber es hätte noch einiger Pinselstriche bedurft, um ihn verständlicher zu machen. Schade, daß der Franzose nichts davon wissen wollte.“

Papa Salvi hatte in seinem Künstlerleben vergeblich so viele Erfahrungen gemacht und hatte die sichere Zuversicht, er würde diesmal erreichen, was ihm noch nie gelungen war, nämlich ein angefangenes Bild von neuem auf die Staffelei zu setzen, ohne etwas ganz andres daraus zu machen, das später einmal vollendet werden sollte.

„Ich will es euch zeigen,“ sprach er, von seiner krankhaften Regung erfaßt.

Der Schreck blitzte in den Augen beider Töchter auf, und kaum war der Papa in sein Zimmer gegangen, so sagte Giuditta zur Schwester: „Man muß ihn hindern, sein Gemälde wieder zu verderben, das ist deine Aufgabe.“

Sofia wußte nichts zu entgegnen; als der alte Salvi mit dem Bilde in der Hand zurückkam, waren beide in Verzweiflung.

„Es hilft nichts, je mehr ich es anblicke, desto klarer sehe ich die Notwendigkeit, ein wenig Licht auf das Getreide fallen zu lassen, auch würden einige Schattenstriche die Gestalt besser hervorheben — drei oder vier weiße Tüpfel genügten, um Tauben vor dem Jungen auffliegen zu lassen. Meinst du nicht auch, Sofia?“

Diese unmittelbare Herausforderung erweckte den Instinkt der Schlauheit in dem armen Mädchen, und nachdem sie das Gemälde schweigend betrachtet hatte, sprach sie wie zu sich selbst: „Ja, mir scheint es so. Dieser Arm des Knaben würde durch vertieften Schatten mehr heraustreten, durch ein paar gelbe und weiße Striche würde das Korn goldig glänzen. Aber das alles ist unausführbar, nun die Sache einmal abgemacht ist," setzte sie mit Festigkeit hinzu.

„Weshalb unausführbar? Wenn ich mein Werk verbessern kann, wenn ich deswegen noch ein wenig länger daran arbeiten muß, was schadet das?"

„Du weißt nicht, ob es dem Käufer recht ist. Es gibt wunderliche Leute, welche die Kunst nur in den Mängeln bewundern. Das weißt du! Wenn du nun verbessertest, was dir mangelhaft scheint, und dabei vielleicht entferntest, was dem französischem Käufer als ein Vorzug gilt . . ."

„Du hast recht," erwiderte lachend der Alte. Er dachte noch ein Weilchen schweigend darüber nach und setzte dann hinzu: „Und dann habe ich auch versprochen, es ihm heute abend im Hotel Manin zuzustellen; ich werde es selbst hintragen. Helft mir die Versuchung aus den Augen bringen."

Ah, endlich konnten sie aufatmen.

Im Nu hatten die beiden Mädchen die Leinwand in einem mächtigen Papierumschlag verborgen und diesen durch eine umgeschlungene Schnur gesichert, worauf Giuditta fragte: „Wieviel?"

„Nicht sehr viel, aber es gibt ein Hütchen für dich und eins für deine Schwester, für mich ein Paar neue Schuhe und einen neuen Hut, wenn es euch denn wirklich nötig scheint."

„Mehr als nötig!"

„Und dann noch etwas andres; aber da man sparsam sein muß . . ."

„Wieviel?" wiederholte Giuditta.

„Willst du es durchaus wissen: hundert Lire!"

Es schien ein nettes Sümmchen, wirklich sehr nett, aber keines der Mädchen sagte das, weil es jetzt Papa Salvis Sache war, eine resignierte Zufriedenheit zu äußern.

„Freilich, hundert Lire sind nicht viel," sprach er, „wenn wir bedenken, aus welchen Goldflüssen die moderne Malerei schöpft; übrigens ist es auch meine Schuld; könnte ich mir selbst nur Genüge thun, das Publikum wäre mit weniger als nichts zufriedengestellt. Aber ich treibe Kunst und nicht ein

Handwerk. Dies angefangene Bild ist wenigstens tausend Lire wert, ich könnte es in ein paar Stunden fertig machen und auch noch einen höheren Preis dafür fordern — wie es gewisse Leute thun, die ich kenne; aber dann würde es vielleicht nicht einmal mehr hundert Lire wert sein, und ich käme mir vor, als beginge ich einen Raub im eignen Hause." Hier bekam Papa Salvi einen rhetorischen Anfall, und indem er sich stolz vor seinen beiden Töchtern aufrichtete, als stünden sie absichtlich da, um die Marionettenwelt, die gefoppte und foppende Welt darzustellen, während die armen Kinder ganz andre Dinge im Kopfe hatten, setzte er mit erhabenem Tone hinzu: „Ich werde nie zu den von der Kunst Unterhaltenen gehören, lieber mag ich ihrer Göttlichkeit meinen Obolus darbringen, auf meinen Knieen, anbetend und duldend."

Gewöhnlich, wenn er eine jener Phrasen vom Stapel gelassen hatte, mit denen er seine Armut versüßte, wiederholte sie sich der im Grunde naive alte Künstler leise, um sie erst noch zu bewundern, und zuweilen war er dann der erste, welcher darüber in seinen grau gesprenkelten Bart hineinlächelte.

An jenem Abend, in so guter Laune, belachte er sich sofort und forderte die Mädchen auf, es ihm nachzuthun.

„‚Der göttlichen Kunst auf meinen Knieen den Obolus darbringen' — gefällt dir das, Sofia, und auch dir, Giuditta?"

Gewiß hatten beide die Phrase sehr schön gefunden, aber sowohl Sofia wie Giuditta drückten ihre Befriedigung nur durch ein Lächeln aus.

Jedoch kaum hatte Papa Salvi sich mit dem Gemälde entfernt, um es im Hotel Manin abzuliefern, so sprach Giuditta mit Bitterkeit: „Ich muß wirklich über ihn lachen; ach, wie reizte es mich, ihm meine Meinung zu sagen. Ich wette, daß dir dasselbe eingefallen ist."

„Mir ist gar nichts eingefallen."

„Ich dagegen mußte an die Fabel vom Fuchs und den Weintrauben denken. ‚Die von der Kunst Unterhaltenen!' Als ob das Geheimnis, in der Welt durchzukommen, nicht darin bestünde, von irgend jemand unterhalten zu werden!"

„O Giuditta!"

„Denke nichts Uebles von mir. Ich will nur sagen, wenn ein Mann oder ein Frauenzimmer irgend ein Kapital besitzt, Genie wie der Papa, oder Schönheit wie — wir, so ist es ihre Schuld, wenn sie nicht zu Reichtum gelangen.

Neulich sprach uns der Professor von der Mechanik des Universums, er sagte, es sei etwas sehr Erhabenes, das wenige auffaßten. Ich habe es in meiner Weise aufgefaßt. Die himmlische Mechanik hat mehr als das Nötige gethan, um uns Frauen vorwärts zu bringen, wenn sie uns eine treibende Kraft mitgegeben hat, nämlich ein wenig Schönheit."

„O Giuditta!" wiederholte Sofia.

„Du begreifst auch gar nichts!" sprach die Schöne ärgerlich. „Nun wohl, ja, ich habe gesagt ‚unterhalten', ist dies das Wort, woran du Anstoß nimmst? Aber beruhige dich, ich will mich von einem reichen Manne unterhalten lassen, der mir nie mehr entschlüpfen kann — von meinem Gatten. Sei unbesorgt, ich bin sehr schlau, ich werde höchst tugendhaft sein."

Sofia schüttelte den Kopf. „Ich meinte, die Schönheit sei dir verliehen, damit du geliebt werdest."

„Gewiß! Eben dazu . . ."

„Ja, aber nicht dazu allein, auch um zu lieben."

Giuditta schüttelte den Kopf.

Sofia fuhr fort: „Wozu nutzt es dir, geliebt zu sein, wenn dein Herz nicht dadurch befriedigt wird?"

„Mein Herz begnügt sich mit wenigem, und wenn ich will, so wird es sich mit nichts begnügen. Du hingegen habe acht, was du thust, wenn du dich verpflichtet hältst, jeden zu lieben, der dir schöne Schmeichelworte sagt."

„Mir sagt niemand Schmeichelworte, denn ich bin nicht schön."

„O doch, du bist auch ganz hübsch," versicherte Giuditta nachsichtig, „du müßtest nur nicht die Augen mehr als nötig zu Boden schlagen und nicht immer so aussehen, als wolltest du zu den jungen Leuten sagen: Blickt mich nicht an, es ist nicht der Mühe wert."

In dem guten Gesicht des jungen Mädchens blitzte die befriedigte Eitelkeit auf, aber sie erlosch gleich wieder.

„Du fragst mich nicht nach Tonio!" sagte sie, um das Gefühl abzulenken, welches Eingang bei ihr suchte.

„Richtig! Geht es Tonio gut? Armer Tonio, er will sich nicht überzeugen, daß es verlorene Zeit für ihn ist, für mich zu schwärmen."

„Aber du, was hast du gethan, um seiner Leidenschaft die Nahrung zu entziehen? Hast du ihm gesagt, daß er dir nicht gefällt, daß du nie die Seinige sein willst?"

„Das wäre nicht die Wahrheit gewesen und hätte ihn nicht erfreut. Tonio ist ein hübscher junger Mensch — ich habe ihm gesagt, daß, wenn er eine Stellung hätte, die meine Neigungen befriedigt, ich nichts dagegen einwendete, seine Frau zu werden. Und da er diese Stellung schwerlich jemals haben wird . . ."

„Du müßtest ihm aber klarer machen, wie du das meinst, sonst glaubt der Aermste, daß es hinreicht, wenn er sich zu Tode arbeitet, sich die Augen zu Grunde richtet in der abendlichen Zeichenschule, um dich endlich zu erlangen."

„Es ist wahr. Ich werde es ihm morgen sagen. Ich werde morgen deinem Blinden Musik machen, vermutlich erwartet er mich — hat er dich nicht gefragt, warum ich noch nicht gekommen bin?"

„Nein," antwortete Sofia, „wenn nur irgend jemand spielt, so ist er zufrieden."

„Und der junge Mann?"

Diese Frage war schon ein ganzes Weilchen vorbereitet, und Sofia hatte sie mehr als einmal sich der Schwester auf die Lippen drängen sehen.

„Mit dem, scheint mir, ist nichts zu machen," sprach sie lächelnd.

„Wer weiß? Hat er sich gar nicht neugierig gezeigt, zu erfahren, warum ich nicht gekommen bin? Hat er nichts gesagt?"

„Nichts, ganz und gar nichts."

Als Giuditta zu Bette ging, dachte sie: Die arme Sofia ist in Tonio verliebt, es ist besser, daß ich ihn ihr überlasse. Wenn sie sich nur nicht auch für Tito zu erwärmen anfängt! Sie wäre es im stande. Die Liebe scheint wie dazu bestimmt, von den häßlichen Mädchen denen entgegengebracht zu werden, welche nichts davon wissen wollen.

* * *

Am folgenden Morgen wurde Papa Salvi von seinen Kindern gezwungen, mit ihnen in den Laden des Hutmachers gegenüber zu gehen, wo er die Wahl unter fünfzig äußerst engen Cylindern hatte, und da er schon hoffte, er werde keinen nach dem Maß seines beträchtlichen Kopfes finden, so ließ er die alte Bedeckung nicht aus den Augen, und einmal setzte er diese wieder auf, um sich im Spiegel zu sehen, wo er den

Hut an den Rändern enthaart, an mehreren Stellen eingedrückt fand; er gab zu, daß sein Kopf vielleicht eine ungünstige Form habe — darin war er nicht aufrichtig — aber aufrichtig verzweifelte er daran, eine neue Kopfbedeckung zu finden.

„Es ist vergebens," sagte er, als der Hutmacher mit zwei andern Hüten herankam. „Sie werden sehen, daß sie ebenso eng wie die übrigen sind."

In der That war der eine noch zu eng.

Aber der Hutmacher lächelte wie ein Hutmacher, der gesunden Glauben besitzt, er zweifelte nicht im geringsten, daß sein Lager auch den umfangreichen Kopf des alten Künstlers werde bekleiden können; nur, damit Papa Salvi nicht die Geduld verliere, versicherte er ihm, daß wenige einen Kopf wie den seinen hätten.

„Die Menschen begnügen sich meist mit sehr wenig Kopf," sagte er scherzend; „versuchen Sie diesen."

Dieser endlich war so weit, daß er ihm bis auf die Nase fiel. Sofia und Giuditta, die dem schwierigen Unternehmen beiwohnten, lachten zusammen mit dem Papa und dem Hutmacher, und nach diesem Gelächter kehrte allen vieren das Vertrauen zurück; nur hätte Papa Salvi, als er seinen neuen „Deckel" hatte (er wollte ihm durchaus diesen Namen geben, der ihm drollig schien), gern nochmals den versucht, welcher ihm bis auf die Nase gefallen war, sagte es aber nicht.

Giuditta war die erste, welche dem Papa vorschlug, an dem Abend mit ihr zusammen zu den Bondi zu gehen.

„Wir sind ihnen doch einen Besuch schuldig, sie erwarten uns. Willst du?"

„Ja."

Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, Mattia Bondi, dem berühmten Mattia Bondi, Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten, es sei denn, um ihm zu sagen, was er von dessen geleckter, von dessen philosophischer Malerei dachte und ganz besonders von seinem Glück; da er es nie gethan hatte, als der gefeierte Künstler gesund gewesen, fühlte er jetzt, wo jener blind war, ein Widerstreben, das er sich nicht recht erklären konnte. Wer weiß, der reiche und gefeierte alte Herr könnte ausrufen: „Auch Sie sind gekommen!" und als eine Huldigung für den Künstler ansehen, was schließlich nur eine gebotene Höflichkeit oder, um viel zu sagen, eine dem Unglück gezollte Ehrerbietung war. Allerdings hatte Papa Salvi seinen

Stolz abgelegt, als er seine Töchter zur Unterhaltung für den Blinden vorschlug, aber damals hatte sich der unbemittelte Vater gedemütigt, nicht der Künstler; es dünkte ihn sogar, daß er durch diese Demütigung seiner selbst und seiner Töchter dem glücklichen Nebenbuhler mit Stolz sagte: „Siehst du, wohin die Liebe zur Kunst führt?“ Und zuweilen schien es ihm, als ob in diesen Worten sein Fall so klar dargelegt sei, daß gar keine Mißdeutung Raum finden könne und daß Mattia, wenn er sein eignes Bewußtsein befragte, den Abstand sehen müsse, welcher ihn noch von dem wahren Ruhm trennte.

Diese Gedanken, diese Gespenster des Argwohns hatten sich in Papa Salvis mächtigem Kopfe jedesmal heftig bekämpft, wenn seine Töchter ihn zu bewegen suchten, zu dem blinden Herrn zu gehen.

Diesmal war Giuditta glücklicher, und der Papa sagte „ja“, bevor er es recht erwog. Auch bereute er es bei späterem Nachdenken nicht, sondern wunderte sich nur, daß er sofort zugesagt hatte. Die Töchter wunderten sich gleichfalls über diese Nachgiebigkeit, da sie sich nicht vorstellen konnten, daß eine neue Kopfbedeckung so viel Gewalt über einen harten alten Schädel habe.

Kurz, noch selbigen Tages stattete Papa Salvi dem alten Mattia einen Besuch ab. Er ging allein, denn er wollte nicht, daß eine seiner Töchter ihn begleite, so stark fühlte er sich in seinem neuen Hute (er sagte „in seiner Armut“). Salvi ging gemessenen Schrittes, und in das Atelier geführt, wo Tito, an dem Porträt seines Vaters malend, ihm den Rücken zukehrte, blieb er auf der Schwelle stehen.

Tito hatte kein Geräusch gehört und arbeitete an der Staffelei weiter; aber als der Blinde seinen schönen lichten Kopf Salvi zuwendete, war es, als ob er ihn fest ansähe.

„Störe ich?“ fragte dieser möglichst unbefangen und hielt den neuen Hut wie einen Schild vor.

„Ganz und gar nicht,“ antwortete Tito freudig und ging ihm entgegen, noch mit Palette, Malstock und Pinsel in der Hand. „Wie kommen wir zu der angenehmen Ueberraschung? Weißt du, wer da ist, Papa?“

„Es ist Primo Salvi.“

„Ja, ich bin's wirklich,“ entgegnete Primo Salvi und drückte Tito die Hand, der, um den Gruß zu erwidern, seinen Pinsel mit den Zähnen erfaßt hatte. „Wirklich ich; verzeihen

Sie mir, daß ich erst jetzt zu Ihnen komme, es wäre meine Pflicht gewesen, das früher zu thun."

Während Mattia dem vom Geschick so zurückgesetzten Kollegen beide Hände darbot, sagte er: „Ja, ich habe Sie erwartet, aber sprechen Sie mir nicht von Pflicht, ich habe Sie erwartet, um Ihnen zu danken, um Ihnen zu sagen, daß ich mit meinen weißen Haaren mich verliebt habe. Und Ihr kleiner Schelm von Tochter ist's, die mir den Streich gespielt hat. Ich erriet gleich, daß Sie es sind, eben weil ich Sie erwartete, und auch weil seit einiger Zeit niemand mehr den blinden Künstler aufzusuchen kommt; niemand von denen, die sonst immer kamen, hingegen andre, die sich sonst nie einfanden, besuchen mich zuweilen, denn das Unglück hat wenigstens dies Gute, daß es auf der einen Seite gibt, was es auf der andern nimmt."

Die Jahre und die Blindheit hatten Mattia mehr als nötig wortreich gemacht; denn weil er die Wirkung seiner Worte nicht auf dem Gesicht des Angeredeten las, begnügte er sich nicht, seine Ideen nur halb auszudrücken.

Ohne vieles Besinnen erwiderte Primo Salvi: „Es ist wahr, ich bin nie gekommen, eben weil so viele kamen."

Aber kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so entdeckte er darin mit Erstaunen eine ganz andre Bedeutung, als er sich immer vorgestellt hatte; er wußte selbst nicht, ob er jetzt den blinden Künstler aus Großherzigkeit aufsuchte, oder weil all der kleinliche Neid, der kleine Groll, die ihm früher als erhabener Stolz erschienen, durch ein großes Unglück beschwichtigt waren. Das war eine Frage, welche er daheim, später lösen wollte, wenn es ihn gelüstete; aber einstweilen konnte er gewiß sein, daß nach Mattias Absicht dessen Worte einen harmlosen Sinn hatten und daß, wenn ein wenig Bitterkeit darin lag, sie sicherlich nicht für ihn bestimmt war.

„Vielleicht war ein wenig Stolz dabei," bekannte Papa Salvi demütig. „Ich habe es immer gefürchtet, mit den Schmeichlern verwechselt zu werden. Ich würde aufrichtig gewesen sein, hätte gesagt, was ich dachte."

Mattia lauschte ergeben, darauf vorbereitet, daß er eine kleine Impertinenz zu hören bekomme.

„Ich würde nicht immer mit den andern übereingestimmt haben, denn jeder hat seine eignen — Schwächen; — aber wenn ich Ihnen gesagt hätte, daß im wesentlichen — keiner Ihre Gemälde so sehr wie ich bewundert — dann würden

Sie mich vielleicht mit all den andern zusammengeworfen haben."

Von der Wendung geschmeichelt, welche diese Aeußerung in Papa Salvis Munde genommen hatte, ließ der Blinde ein Lächeln über seine Lippen schweifen, das sein glorreiches Haupt noch strahlender machte. Er antwortete langsam: „Das Lob im Munde eines Schmeichlers klang mir immer wie falsche Münze, mir gefiel die Aufrichtigkeit, wie mir auch jetzt Ihre Offenherzigkeit gefällt."

Indem er so sprach, meinte er der Wahrheit treu zu sein, denn in der That war ihm dieser Freimut Salvis ganz recht. Auch Primo Salvi war damit zufrieden; er dachte, wenn man „Offenherzigkeit" sagt, so meint man noch nicht gerade „Ungezogenheit", und was die Bewunderung betrifft ...

Er kam nicht dazu, seinen Gedanken auszudenken, denn der Blinde fuhr fort: „Aber Sie wissen nicht, wie oft ich mich mit Ihnen beschäftigt habe, seit Sie — erinnern Sie sich wohl? — in der Brera die Skizze einer ‚Madonna, Schützerin gegen die Pest' ausstellten. Wissen Sie noch?"

„Ob! Ob!"

„Haben Sie die Madonna später ausgeführt?"

„Ich habe die Skizze vernichtet."

„Schade! Ich erinnere mich, daß mir einige tiefgesenkte Wolken auffielen, die auf die Erde niederhingen wie die Geißel Gottes; seit der Zeit verlor ich Ihren Namen nicht aus dem Gesicht, und oft, sehr oft fühlte ich mich vor Ihren Gemälden festgehalten, die nie recht fertig waren, wenn ich nicht irre. Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß! Freilich!"

Papa Salvi mochte dies Lob, das ihm so glatt einging, nicht ablenken; aber bei einer andern Gelegenheit gedachte er kühn herauszusagen, daß für ihn jene Gemälde fertig waren, daß die wahren Künstler die Bilder anders sehen müssen als das große Publikum. Aber hätte er das gesagt, so wären sie wahrscheinlich in eine Erörterung geraten, und dann hätte der blinde Künstler keinen Balsam mehr in Papa Salvis so schmerzende Wunden gießen können. Er ließ ihn sein Werk der Barmherzigkeit vollenden, ohne ihn zu unterbrechen.

„Ja, Signor Salvi, ich wünschte immer, Sie kennen zu lernen, um Sie zu ermutigen; mir wäre das erlaubt gewesen, weil ich weit älter als Sie bin; ich hätte Ihnen gesagt, daß aus Ihren Entwürfen stets schon das Gemälde spricht. Und

sagen Sie, ist es wahr, daß Sie niemals eins vollenden wollen?"

„Ja, es ist wahr," gestand Papa Salvi; „vielleicht liebe ich die Kunst zu sehr, liebe sie so unendlich, daß ich mir nie Genüge thun kann; in meinem Gehirn habe ich so viele Bilder geschaffen, die mir schön scheinen, aber sobald ich sie voll Begeisterung auf die Leinwand gebracht habe, stehe ich ihnen unwillig gegenüber; dann vernichte ich sie, zuweilen mit dem Pinsel, zuweilen mit dem Bimsstein."

Es war das erste Mal, daß Papa Salvi seinem Unrecht ins Gesicht sah, ohne sich gedemütigt, ja ohne sich reuig zu fühlen, denn während seiner Beichte hatte der mit so viel Ruhm bedeckte Blinde immer leise wiederholt: „Schade!"

„Schade!" sagte er nochmals.

Und Papa Salvi vollendete sein Bekenntnis: „So habe ich mein ganzes Leben verdorben."

„Sprechen Sie nicht so . . ."

„Verzeih, Papa," sagte Tito von der Staffelei her, „wende den Kopf ein wenig — nach links — so. — Verzeihen auch Sie, Signor Salvi, daß ich weiter arbeite; die Zeit schwindet, und dieser Kopf muß zum Sylvestertag fertig sein."

„Lassen Sie sich nicht hindern — des Papas Porträt, nicht wahr?"

„Ja; es ist ein äußerst schwieriger Kopf."

Primo Salvi betrachtete den Blinden aufmerksam und gab Tito nach einiger Zeit recht, daß der Kopf Mattias schwierig sei.

„Was kann ich dafür?" sprach der Blinde.

„Ja, Ihr Kopf bietet große Schwierigkeiten," bestätigte Papa Salvi; und einmal im Zuge, sich selbst zu verspotten, setzte er hinzu: „Mich dünkt, ich würde ihn wer weiß wie oft weggewischt haben."

Man lachte diskret.

„Wollen Sie mich Ihre Arbeit sehen lassen?" fragte Salvi, und als er die Erlaubnis erhalten, stellte er sich vor die Staffelei, betrachtete Porträt und Original eine Weile und sprach: „Vortrefflich!" Nachdem er seinen Platz wieder eingenommen, setzte er hinzu: „Voller Licht! — Was sagte ich doch vorhin?"

Mattia wußte es nicht mehr.

„Wann?"

„Ich sagte, daß ich mit meinem Unbefriedigtsein, mit meiner übergroßen Liebe zur Kunst mein Leben verdorben habe — und mich dünkt, Sie wollten etwas erwidern."

„Ach, sprechen Sie nicht so; Ihre Bilder werden von den Verständnisvollen bewundert; jeder Künstler weiß, daß ein Entwurf ein fertiges Gemälde aufwiegen kann; er weiß, daß häufig genug das fertige Gemälde der schlimmste Feind der Skizze ist — nur muß die Liebe zur Kunst mit ein wenig Demut zusammengehen; die Gemälde zu vollenden, ist eine Pflicht. Das Publikum will seinen Teil daran; und wieviel Schlimmes man ihm auch nachsagen mag, wenn die Kunst eine Mission ist, dann soll sie das Publikum nicht vergessen, das uns das — Brot, den Beifall, den Mut spendet — und sogar den Ruhm."

Papa Salvi antwortete nicht. Er suchte in diesen ernsten, mit feierlicher Langsamkeit ausgesprochenen Worten einen ihm etwa entgangenen Sinn; und da er denselben nicht fand, schüttelte er den Kopf.

„Der Ruhm! Mit zwanzig Jahren habe auch ich ihm ins Auge gesehen; er schien mir zuzulächeln; aber jetzt habe ich gelernt, daß der Ruhm für die Malerkunst erst anfängt, wenn der Maler tot und begraben ist."

Das Gesicht des Blinden verdüsterte sich; aber Primo Salvi suchte ihm wieder wohlzuthun: „Ich kenne jemand, der des wahren Ruhmes wert ist, aber er lebt noch und wird ihn vielleicht erst ernten, wenn er tot ist — der Himmel erhalte ihn! Vor Zeiten hatte dieser Mann sein Kämpfe zu bestehen; jetzt haben sie ihm Waffenstillstand gewährt, weil ihn Krankheit befallen hat. Hoffen wir, daß er genese und daß der Himmel seine Widersacher zu schanden mache."

Ohne zu sprechen, reichte Mattia dem alten Salvi seine Hand, damit er sie drücke. Er hätte die Dinge in ihr wahres Licht zu stellen, wenigstens das Kriterium zu berichtigen vermocht, welches der Künstler sich irrtümlich vom Ruhm gebildet hatte, indem er Salvi mit Händen greifen ließe, daß ein Mensch unsterblich sein könne und dennoch sich's gefallen lasse, am Leben zu bleiben; aber er zog ein demütiges Schweigen vor.

Als Papa Salvi ankündigte, daß er lange genug Mattias Zeit in Anspruch genommen, bat dieser ihn, nicht so zu sprechen, er habe vielmehr ein Werk der Barmherzigkeit gethan, er möge es oft wiederholen.

„Und vergessen Sie nicht, mir heute nachmittag Fräulein Sofia zu schicken."

Als Papa Salvi gemächlich nach Hause ging, sah er den Hutmacher in der Ladenthür stehen und konnte sich einbilden, daß in dem neuen Hute ein noch bedeutenderer, erneuerter Kopf stecke. Unterwegs dachte er ein wenig, aber nur ganz wenig, über alles nach, was er zum Trost des Blinden gesagt, über die frommen Lügen, welche ihm in den Mund gekommen waren, über die verdienstlichen Schmeicheleien, welche er dem verblendeten, aber aufrichtigen armen Greise gespendet hatte. Und um auch jeden Schatten von Reue zu verscheuchen, versicherte er seinen Töchtern gegenüber laut, daß es ihm sehr lieb sei, den berühmten Blinden besucht zu haben, der so gediegen, scharf und kritisch sei — in der Beurteilung der Gemälde andrer.

„Was haben sie dir gesagt?" fragte Giuditta.

„O, so vieles."

Er berichtete alles so ungeordnet, wie es ihm vor die Seele trat. Aber Giuditta war noch nicht befriedigt; sie wollte eins wissen, und da der Papa es nicht erwähnte, forschte sie: „Haben sie dich nicht gefragt, warum ich noch nie anstatt Sofia gekommen bin?"

„Nein, das haben sie nicht gefragt. — Aber schließlich, was die andern auch sagen mögen, für mich ist Mattia Bondi ein großer Künstler."

Als er später diesen Ausspruch wiederholte, verringerte er das Größenmaß Mattias, aber nicht so sehr, daß der Blinde nicht damit zufrieden sein konnte; er sagte, Bondi sei ein Künstler von hohem Wert — ein Künstler, der seine Sache verstünde. Und diesen ganzen Tag nahm er nichts weiter davon zurück.

Zweites Kapitel.

Nach dem Mittagessen sprach Giuditta zur Schwester: „Heute abend werde ich dem Blinden vorspielen. Es ist dir doch nicht unangenehm? Glaubst du, daß sie mit dem Tausche nicht unzufrieden sein werden?"

„Warum unzufrieden?“ erwiderte Sofia unbefangen. „Es ist deine Pflicht, auch zuweilen hinzugehen. Waren wir nicht so übereingekommen?“

Giuditta ging. Da sie im Salon warten mußte, während der Diener seinen Herren meldete, daß „die andre“ gekommen sei, benutzte sie die Zeit, um sich im Spiegel gegenüber zu betrachten. Der Blinde könnte sie doch nicht allein empfangen, dachte sie. In der That kamen beide, Vater und Sohn; aber bald merkte die Schöne, daß sie alle beide blind waren, denn der Sehende blickte ihr nicht wie das erste Mal ins Gesicht.

Sie waren jedoch höflich, wünschten erst ein klein wenig zu plaudern, dann die Musik; gar zu viel Musik, welche das bildhübsche Mädchen vorspielen und dabei ihren Mitmenschen den Rücken zukehren mußte, ohne sich auch nur durch einen Blick in den Spiegel entschädigen zu können, welcher zu hoch hing und zu wenig nach vorn geneigt war, um den Saal für die am Pianoforte Sitzende zurückzuwerfen. Dennoch spielte sie nach besten Kräften, spielte ausgezeichnet; sie entfaltete die ganze Bravour einer Schülerin des Konservatoriums, welche mittels Arpeggien und besonders mittels geschickt benutzter Tonleitern eine bedeutende Höhe erklimmen will.

Als man sie darum befragte, enthüllte sie ihr Ideal; es bestand darin, eine Klavierkonzertistin zu werden und als solche die Reise um die Welt zu machen.

„Und jedem männlichen Bewohner beider Erdhälften den Kopf zu verdrehen,“ setzte Tito, der neben dem Vater auf dem Sofa verweilt hatte, innerlich hinzu.

„So lange,“ setzte gleichfalls innerlich das bildhübsche Mädchen hinzu, „so lange bis ein gediegener Mann, wie ich ihn verstehe, mir Halt gebietet, weil er all das Glück genießen will, das meine Schönheit ihm gewähren kann.“ — Und um dies ohne Worte auszudrücken, hatte sie sich durch eine Schraubendrehung des Klavierstuhles plötzlich umgewendet.

Tito war auf seiner Hut geblieben; er kannte sich zu gut — oder er kannte sich vielleicht zu schlecht — um zu glauben, daß ein gewaltiger Sturm ihn hinreichend gerüttelt habe. Er fürchtete die weibliche Schönheit, weil er einmal durch sie Schiffbruch gelitten hatte; aber er wußte nicht, daß gewisse schwache Seelen sich durch die Selbstbeobachtung stählen und daß dann die Schwäche zur Stärke ihres ganzen Lebens werden kann. Die Absicht Giudittas bei ihrem Manöver mit

dem Klavierstuhl verstand Tito vollkommen und belächelte sie; aber dennoch sah er die Pianistin nicht an, während sie dem alten Mattia ihre Idee auseinandersetzte.

Der Blinde billigte dieselbe kopfnickend und sprach schließlich: „Mich freut das; ich werde Ihnen mitnichten sagen: Hüten Sie sich, Sie gehen vielen Schmerzen entgegen, die vielleicht durch wenig Befriedigung bezahlt werden. Wer zu dulden weiß, überwindet alles, und Sie, wie mir scheint, haben Ihr Herz an den Ruhm gehängt."

„Ich mein Herz an den Ruhm gehängt! Aber ganz und gar nicht! Wozu nutzt der Ruhm? Was ist er eigentlich? Wer hat ihn je in der Nähe gesehen? Die, welche ihn jetzt genießen würden, sind schon lange tot, und denen, welche ihn einst ernten werden, bleibt er vorenthalten, weil sie noch am Leben sind."

Giuditta drückte diese Anschauungen lachend und scherzhaft aus und bekannte schließlich, daß sie dieselben sich nicht selbst gebildet hatte; sie habe zu dergleichen Gedanken keine Zeit und wiederhole nur, was sie den Papa bei Tische immer reden höre.

„Ich weiß sehr wohl, wie Ihr Papa darüber denkt; er glaubt einzig nur die Kunst zu lieben und auf den Ruhm keinen Wert zu legen; aber auch er liebt ihn glühend. Sagen Sie ihm das nicht, denn er würde sich erzürnen; aber Sie können einem Blinden glauben, der seit lange in die Seele blickt und dort Dinge wahrnimmt, die wenig ans Licht treten."

Während Giuditta dem alten Herrn aufmerksam ins Gesicht schaute, bemerkte sie doch, daß Tito zweimal flüchtig die Augen auf sie gerichtet hatte und daß er sie beim drittenmal nicht wieder abwendete.

„Das mag wohl sein," sprach Giuditta, um doch etwas zu sagen, als der Blinde ausgeredet hatte, und da sie nicht wußte, wohin sie den Blick wenden sollte, ließ sie ihn hier und dort umherschweifen, schlug ihn darauf einen Moment nieder, um ihn blitzend wieder zu erheben und auf den jungen Mann zu heften.

Aber der Angriff prallte an Tito ab; denn weil er an Cesira und andre schöne Frauen, an Sofia und andre gute Mädchen dachte, war er nicht da für Giuditta, welche ihm gegenüber saß. In der That fühlte er sich den übrigen Abend hindurch so gesichert, daß er sich anbot, sie nach Hause zu begleiten, wie das erste Mal Sofia. Die Schöne dankte nieder-

geschlagen, denn Titos jetzige Unbefangenheit zeigte ihr, daß ihre ganze Kriegslist vergeblich gewesen. Aber sie verzweifelte noch nicht.

Sie hatte kaum mehr an Tonio gedacht, der um diese Stunde Wache stand, und als sie ihn auf der andern Seite der Straße zu erkennen glaubte, wollte sie ihn übersehen. Der Aermste, welcher ihr schon einen Schritt entgegengethan hatte, fühlte sich durch ihre Achtlosigkeit wie an den Boden genagelt. Nach einer Weile folgte er ihr von fern, wie durch seinen Unglücksstern angezogen.

Er beobachtete die beiden und dachte ohne Bitterkeit: „Er ist ein hübscher junger Mann, er ist reich — das ist's ja, was sie sucht. Er spricht laut mit ihr, ohne ihr den Kopf zuzuwenden. Jetzt schweigt er; beide schweigen. Wäre es möglich, daß er nicht in sie verliebt ist?"

Aber bei jeder Kopfbewegung Giuditas, bei jedem leisen Wort, welches die Luft jenen entführte, um den Busen des Unglücklichen damit zu stacheln, fühlte er sein Elend wachsen. Jedoch waren sie häufig still; als sie an der Hausthür anlangten, hatten sie noch nichts Sonderliches gesprochen. Nun blieb Giuditta stehen, Tonio gleichfalls.

„Da wären wir!" sagte Giuditta.

Und der hübsche junge Mann seufzte nicht „Schade!" wie nach Tonios Meinung die schönen Jünglinge stets zu den schönen jungen Dämchen sagen; hingegen sagte er, wie Tonio ganz gut verstand: „Ich bitte Sie, den Papa und die Signorina Sofia zu grüßen." Dann verbeugte er sich tief und ging seines Weges, ohne sich auch nur zurückzuwenden.

Nun fühlte Tonio sich wie von einer geheimen Feder geschnellt und war in zwei Sätzen an der Hausthür.

Giuditta hatte auf ihn gewartet.

„Ein schönes Benehmen!" sagte sie, sobald er es hören konnte, „dich nicht sogleich zu zeigen und mir von fern zu folgen, um wohl gar den Verdacht hervorzurufen, daß ich dir ein Stelldichein auf der Straße gegeben und daß du . . ."

„O Giuditta!"

„Nun, es ist wahr; hättest du dich gleich gezeigt, so wäre nichts Schlimmes dabei gewesen; ich hätte dann dem Signor Tito gesagt, daß du mein Vetter bist. So wußte ich nicht, was ich thun sollte; sicherlich hat er bemerkt, daß du mich begleitetest — so gut, wie ich es sah."

„O Giuditta, das brauchst du nicht zu denken; er hat sich nicht einmal umgewendet.“

„Ich hätte dich herangerufen, um dich zu bestrafen. Aber ich dachte: Wer weiß? Er ist im stande, eine Dummheit zu sagen, mir eine Unannehmlichkeit zu bereiten.“

„O Giuditta!“

„Aber du hättest eine Strafe verdient.“

„Ich fürchtete, lästig zu fallen,“ seufzte Tonio, „deshalb habe ich mich nicht gemeldet. Der Signor Tito ist ein schöner junger Mann.“

„Was geht das dich an? Und was geht es mich an?“

„Ist es wahr, daß dir nichts an ihm liegt?“

„Weder an ihm, noch an dir, noch an sonst jemand; das solltest du doch schon wissen. Ich werde nie jemandes Frau werden, der nicht reich ist. Ich dächte, das wäre deutlich gesprochen. Lebe wohl, Tonio, vergiß mich recht schnell; um deines Glückes willen gebe ich dir den Rat.“

Tonio blieb an der Thür stehen mit einem Ausdruck, als habe das Glück ihn aus dem Hause gejagt.

Daheim fand Giuditta ihre Schwester am Tische, mit einem Taschenschreibzeug und einem Heft; aber sie war nicht begierig, zu wissen, was Sofia geschrieben habe. Sie ging im Stübchen umher, legte den Shawl ab, band am Fenster stehend die Hutbänder auf, legte dann den Hut aufs Bett zu dem Shawl. Sie hatte beim Eintreten Sofia flüchtig guten Abend gewünscht, jetzt sprach sie nichts weiter. Als sie sah, daß diese, welche sitzen geblieben war, mit dem Kopfe und den Augen all ihren Bewegungen folgte, beklagte sie sich endlich: „Du sagst heute abend gar nichts zu mir?“

„Ich schwieg, weil du mir etwas mitzuteilen haben mußt. Ich weiß sehr wohl, was.“

„Ja, ich muß dir sagen, daß ich zu blinden Leuten nicht mehr gehe.“

„Haben sie dir etwas Unangenehmes gesagt?“

„Nicht ein Wort, weder Unangenehmes noch andres; aber ich habe mich gelangweilt und falle nicht wieder darauf hinein. Der Blinde mag ja noch hingehen, aber der andre, dein Signor — wie heißt er doch? — Tito . . .“

„Warum meiner?“ fragte Sofia einfach.

„Weil ich ihn dir lasse, weil ich nichts mit ihm anzufangen weiß.“

Sofia war errötet und schwieg, weil sie fürchtete, der

Schwester vielleicht ein strenges Wort zu sagen, die auf dem besten Wege war, mit ihr zu schmollen.

Nach einer Weile bereute Giuditta ihre eignen Worte und sagte liebreich: „Ich bin nicht etwa böse, weißt du? Ich will dir sogar den letzten Auftrag dieses deines — dieses Tito sagen; willst du ihn wissen? Er hat gesagt: ‚Ich bitte Sie, Fräulein Sofia zu grüßen.‘ — Wie du siehst, habe ich mich dieses Auftrags entledigt. Ich glaube, du könntest etwas mit ihm machen, wenn du einsichtig wärest."

„Warum thust du es nicht selbst?" fragte Sofia gelassen.

„Wenn ich dir doch sage, daß für mich da nichts zu machen ist; erstens, weil er mir nicht gefällt, und dann, weil er schon verliebt sein muß." — Da bemerkte sie, daß die Schwester mit Schreiben beschäftigt war, und fragte: „An wen schreibst du?"

„An niemand," gab Sofia schnell zur Antwort.

Und es war so. Sie schrieb an sich selbst, schrieb an ihr erregtes, aber starkes Herz, an ihr unfügsames Verlangen, ihre beschwingten Gedanken. Sie schrieb so: Geduld noch ein Weilchen; du wirst die Kraft finden, die uns allein das Leben möglich macht.

Es stand nicht geschrieben, worin diese Kraft bestehe.

* * *

Tito hatte Wort gehalten, zum Sylvester war des Papas Porträt fertig. Seit vielen Jahren erschien dieser Tag nie, ohne eine immer zunehmende Menge von Visitenkarten, Briefchen, Glückwünschen, Blumensträußchen zu bringen, wie für eine schöne junge Dame, und sogar kolossale Blumensträuße, wie für eine Primadonna. In jedem Jahre war es Mattias große Verwunderung gewesen, wie die Welt dazu komme, sich mit seinen Angelegenheiten zu beschäftigen, zu wissen, an welchem Tage welchen Jahres er gekommen sei, um sein Teilchen Ruhm in Empfang zu nehmen und still einzustecken. Die selige Tomasina hingegen verwunderte sich ganz und gar nicht und sagte scherzend, meinte es aber im Ernst: Wenn Mattia solchen Lärm in der Welt mache, so komme das von seiner Anmaßung her, welche das Stück Ruhm so groß gewollt und sich noch nicht davon befriedigt fühle, da er es immer nur ein Stückchen nenne.

Durch diese Worte erfreut, hatte der glorreiche Künstler sich endlich bescheiden darein gefunden, daß die Welt alles

sieht, alles weiß und daß man sie vergebens hinter das Licht zu führen sucht. Das war die gute Zeit. Aber als später der „Impressionismus“ losbrach und an allen Ecken jeden in der Anbetung der Idee ergrauten Künstler bissig anfiel, als jeder Hansnarr von Impressionist sich rühmte, die Kunst sei eine leichte Eroberung für den ersten besten, da argwöhnte Mattia zum erstenmal eine große Wahrheit. Diese Wahrheit, in trivialster Sprache ausgedrückt, lautete: Die Welt ist dazu geschaffen, daß die Schelme sie bequem zum besten haben.

Aber trotz der neuen Krankheit der Malerei, trotz der chronischen Krankheit der Journalkritik, auch unter der Herrschaft des Impressionismus hatte es am Sylvestertage immer noch Visitenkarten, Blumensträuße, Glückwünsche geregnet, und am letzten Tage des Jahres konnte Mattia sich entschädigt erklären für die im Laufe desselben mit nicht allzuviel Resignation ertragenen Kränkungen. Dann war die Erblindung gekommen, es war eine Lawine von Beileidsbezeugungen auf Mattias Haus niedergestürzt, und der Blinde glaubte ehrlich, er könne von dem Glanze seines vergangenen Ruhmes leben und sich nötigenfalls auf die volle Ergebung vorbereiten.

Schon am Vorabend des großen Tages war diesmal der Glückwunsch eines alten Russen und der eines Kroaten eingelaufen; beide nannten sich Bewunderer, und man durfte es ihnen glauben, weil beide auch Käufer gewesen waren. Der Kroat stattete seinen Glückwunsch in schlechtem Italienisch ab; der Russe verwendete die lateinische Sprache dazu, das Entzücken auszudrücken, welches er nach so vielen Jahren beim Anblick des „Griechischen Idylls“ in seinem Speisesaale noch immer empfand. Es hatte ein heiteres halbes Stündchen gegeben, als Tito und Mattia, nachdem sie die närrische Grammatik des Kroaten berichtigt, sich über das Latein des Russen hermachten, ohne Hoffnung, dessen ganz Herr zu werden.

Aber der Blinde, welchem der aus Petersburg, man kann sagen aus einer andern Welt gekommene, in toter Sprache geschriebene Brief schmeichelte, ließ ihn sich gern mehrmals von seinen Besuchern verdolmetschen, selbst wenn diese nicht viel Latein verstanden. Denn obgleich er das ganze Jahr hindurch deren wenige empfing — ausgenommen irgend einen bedürftigen Künstler, welchen er unterstützte —, am Sylvestertage war es anders; wenigstens Titos zahlreiche Freunde, die da wußten, daß es ihren Kunstgenossen erfreute, brachten dem alten Herrn sicherlich einen Glückwunsch.

Das ganze lange Jahr hindurch war Mattia auf das Beschauen des ihm zu teil gewordenen Ruhmes angewiesen — es war eine trübselige Schau. Aber nachgerade hatte er die Kunst sich zu langweilen gelernt, und man kann fast sagen, er langweilte sich nicht mehr. Und am Sylvestertage, wo er in seiner Abgeschiedenheit glaubte, es regne Visitenkarten, welche ihm die ferne Zeit zurückrufen, ihm einen Tag, eine Stunde ähnlich wie in der Vergangenheit bereiten sollten, da war es ihm fast, als biete sein alter Ruhm ihm wieder gesprächig den Arm, während er sonst das ganze Jahr hindurch an seiner Seite ging, ohne laut zu ihm zu reden.

Jedes Jahr hatte er zu allen Poststunden dieses großen Tages stumm gelächelt in der Erwartung, daß Tito ihm eine Handvoll Karten in den Schoß schütten werde.

„Es sind wenige," hatte er einmal, sie befühlend, geäußert, und nachdem er sie still zwischen den Fingern gezählt, den Sohn gebeten, daß er sie ihm nacheinander vorlese.

Aber jedesmal hatte ihre Zahl abgenommen, teils weil einige der Bewunderer tot waren, teils weil die emphathischen — z. B. die, welche ihrem Namen einen Schwanz von Superlativen anhingen — des Bewunderns müde geworden. Tito fürchtete, sein Vater, welcher für so vieles in der menschlichen Seele Verständnis hatte, möchte auch dies verstehen: daß die Bewunderung sehr anstrengend ist und daß der Emphase leicht der Atem ausgeht. Und deshalb hatte Tito, wenn die Ernte kärglich ausgefallen war, ein wenig von der alten Sammlung hinzugefügt, damit sein Vater sagen möchte: Es sind recht viele!

Obwohl Tito im Grunde des Herzens diese Hinterlist zuwider war — wie sollte er sich wirkliche Bedenken über eine Täuschung machen, welche keinem schadete und dem armen Blinden Freude bereitete?

Dies Jahr war der Glückwunschregen schwach; die erste Morgenpost hatte nur fünf Briefe gebracht, die um elf Uhr nicht mehr als drei, nach Tische hatte der Postbote nur einen Brief eines alten Schulgefährten und die Zeitung abgeliefert, welche Mattia sich abends vorlesen ließ.

„Hier ist ein Brief, der dir Vergnügen machen wird," sprach Tito zum Vater. „Rate, wer dir schreibt."

„Der amerikanische Gesandte — der Legationssekretär aus . . ."

„Nichts da von Gesandtschaften oder Legationen; es ist ein alter Freund, ein Schulgenosse."

„Gerolamo — wirklich der? — Gib einmal." — Er wollte den Brief anfühlen, bevor er sagte: „Lies ihn mir."

Es war ein großes Stück Vergangenheit, welches Gerolamo ihm ins Gedächtnis rief; man merkte, daß der Schreibende alt war, denn in seinen Glückwünschen sprach er nicht von der Zukunft. „Weißt du noch?" hieß es alle Augenblicke, und er schloß mit wenigen Worten wehmütiger Zärtlichkeit.

Mattia, der eine Weile in stilles Sinnen versunken war, erwachte daraus und sagte: „Ich denke mir, die gewohnten Visitenkarten müssen doch gekommen sein."

„O, jawohl!"

„Viele?"

„Genug, dächte ich — willst du sie haben?"

„Nein, du kannst sie mir später lesen, oder vielmehr, ich werde sie mir von Sofia vorlesen lassen; sie kommt, um mit uns zu speisen, weißt du? — Es ist dir doch nicht unlieb?"

„Im Gegenteil."

„Ich habe auch den armen Teufel, ihren Vater, und die Giuditta bitten lassen — bist du damit zufrieden?"

„Du hast recht gethan."

Aber zur Zeit des Diners kamen nur Sofia und ihr Vater, der, kaum in den Salon getreten, die Abwesenheit der andern Tochter durch Migräne rechtfertigte.

Und als Mattia mit einem flüchtigen „O!" sein Bedauern geäußert, erinnerte Primo Salvi sich der lebhaften Bitte seiner zurückgebliebenen Tochter bei seinem Fortgehen: „Sage ihm ja, daß ich mich all seinen Freunden zugesselle, um ihm Glück zu wünschen . . ."

Hier unterbrach ihn Mattia, der Ruhmgekrönte, mit einem bescheidenen „Vielen Dank"; er fragte, ob das junge Mädchen sehr von der Migräne zu leiden habe, und bedauerte ihr Unwohlsein auch noch besonders deshalb, weil die beiden Schwestern ihm gewiß recht viel vierhändige Musik vorgespielt hätten.

Aber nach dem Diner, welches munterer war, als Papa Salvi erwartet hatte, empfand Mattia gar kein Verlangen nach Musik. Sein Gast ebensowenig. Er fühlte sich noch immer ganz behaglich am Tische; einem köstlichen Wein von Valpolicello, man kann sagen ohne Zeugen, gegenüber — denn

der Blinde konnte nicht sehen, wie gut er ihm schmeckte, und die jungen Leute unterhielten sich eifrig — war es ihm nicht schwer geworden, das Gespräch auf die ewig junge Kunst zu lenken. Durch diesen Prachtwein innerlich gehoben, wurde er nachsichtig gegen andre und besonders gegen Mattia, blieb grausam nur gegen sich selbst; aber der ruhmreiche Künstler träufelte ihm Balsam in jede Wunde, welche er sich selber schlug. Und sie meinten beide ein Werk der Barmherzigkeit zu thun.

Da kam plötzlich der Blinde mit seiner geheimen Absicht hervor, nämlich sich die Namen derer vorlesen zu lassen, welche ihren Glückwunsch überschickt hatten.

„Verzeihen Sie einen Augenblick," sprach er; „gewöhnlich hat mein Sohn an diesem Tage gar zu viel im Kopfe; nur nach dem Essen haben wir ein wenig Ruhe."

Primo Salvi füllte sein Weinglas und versicherte, es werde ihm ganz angenehm sein; er bot sich sogar selbst als Vorleser an. Salvi sah dabei aus, als wolle er sagen: Seht, was ich für ein Mensch bin; seelengut bin ich; die Welt, die mich jahraus jahrein mißhandelt, kann mit mir machen, was sie will, wenn sie mich auf die rechte Art nimmt.

„Wo sind die Visitenkarten?" fragte er Tito. „Der Papa wünscht die Karten, ich werde sie ihm selbst vorlesen."

Tito erhob sich errötend vom Tische; er wendete wie gedankenlos den Kopf da und dort hin, bevor er an eine Etagere im Hintergrunde des Zimmers trat.

Primo Salvi folgte ihm mit den Augen, ungeduldig, die Lektüre zu beginnen; er fühlte eine neue Seelengröße in sich, welcher er nicht einmal den Namen gab, schon erfreut darüber, daß er sie fühlte. Dabei versäumte er jedoch seine Beobachtungen nicht, und es entging ihm keineswegs, daß Tito die Schale mit den Karten etwas verlegen auf den Tisch stellte. „Geben Sie her," sagte er, „Ihr Papa erlaubt, daß ich lese, nicht wahr?"

Der Blinde stimmte zu mit einem Lächeln des Dankes für das Geschick, welches ihm doch noch gute Momente schenkte.

Und Tito konnte nicht umhin, dem über den Tisch gestreckten Arm die Schale zu übergeben. Bevor Papa Salvi anfing, wollte er den Blinden seinen Ruhm recht auskosten lassen, wenn man das Ruhm nennen könne, worüber er seine Zweifel hatte.

„Stecken Sie die Hand da hinein; wie viele! Nicht wahr?"

Das erste Billet, welches zum Vorschein kam, hatte einen sehr langen Namen. „Ariodante Ramirez Spinosa dei Marchesi di Roccamala wünscht dem großen Künstler noch hundert Lebensjahre.“

„Hundert Jahre sind zu viel,“ sagte Mattia bescheiden.

„Durchaus nicht zu viel,“ behauptete Primo Salvi mit Sicherheit. „Chevalier M. N. O. Blowitz, Attaché der österreichischen Gesandtschaft.“

„O, der Chevalier Blowitz! — Höre, Tito, war denn der Chevalier Blowitz nicht gestorben?“

Primo Salvi liebäugelte mit einer schwierigeren Visitenkarte, voll Ungeduld, sie vorzulesen, zu sehen, ob er's zu stande brächte; er bemerkte nicht, daß der arme junge Mann rot geworden war.

„Ich dächte auch; aber wenn er die Karte abgeschickt hat, so muß er doch leben.“

Der Blinde saß in Gedanken.

„Aber nein, nein, er lebt nicht mehr — sicher, der Chevalier Blowitz ist tot und begraben; die Karte ist ein Eindringling.“

„Es ist wohl möglich, daß der Diener sich geirrt — vielleicht die Karte auf dem Fußboden gefunden und zu den andern gelegt hat.“

„Es ist möglich,“ sprach der Blinde mißtrauisch.

Papa Salvi nahm alle seine Geisteskräfte zusammen und versuchte jenen schwierigen Namen auszusprechen: „Kasimir Trr— Trr— Trz— Trzcinski Granischki, ein prächtiger Name; der verdient die fünfzackige Krone, welche über ihm schwebt — Trzcinski Graniski.“

„Ein Pole; ich habe ihn auf einer Reise kennen gelernt.“

Aber der gemessene Ton, in welchem er diese Erläuterung gab, konnte Salvi besorgt machen, daß er diesen Namen unehrerbietig behandelt habe, und noch schlimmer war es, als Tito vorschlug, er wolle fortfahren, und zu ihm hinter den Stuhl trat.

„Nein, lesen Sie nur, Signor Salvi.“

Eine Weile ging die Lektüre gut von statten; aber jetzt nahm Tito ihm eine Karte aus der Hand, welche er eben vorzulesen im Begriff war.

„Ist der auch tot?“ fragte Primo Salvi.

„Noch ein Toter?“ sprach der Blinde.

„Ja, ich weiß nicht, wie das gekommen ist; jemand muß

die Karten untereinander geworfen haben — aber die bis jetzt gelesenen sind alle heute vormittag eingelaufen."

Papa Salvi wußte nicht, was er von diesen Verstorbenen, von dem Erröten des jungen Mannes, der Niedergeschlagenheit des Alten denken solle. Er wollte noch einen Namen lesen, aber der Blinde sagte: „Lassen Sie nur; es ist da wohl ein Irrtum vorgekommen. Wenn die Signorina Sofia uns etwas Heiteres spielen will, ist's gewiß besser."

Sofia war bereit und nahm den Arm des Blinden. Schweigend brachen sie auf.

Rossinis köstliche Heiterkeit machte an diesem Abend kein rechtes Glück; und mitten darin wünschte der Blinde, nochmals Beethovens Sonata appassionata zu hören.

Während das junge Mädchen spielte, bemerkte Papa Salvi an Tito wieder den eigentümlichen Ausdruck von jemand, welcher einen dummen Streich begangen hat und ihn nicht gut zu machen weiß.

Und als er aufgeräumt nach Hause ging, sagte er zu seiner Tochter: „Von diesem Tito weiß ich nicht recht, was an ihm ist; aber sein Vater ist wahrhaftig ein guter Mensch; der Aermste! Er ist ein Viertelstündchen lang Leuchtkäfer gewesen und glaubte ein Fixstern zu sein; er ist sehr zu bedauern, nun da er blind ist. Aber er hat richtige Anschauungen und weiß die Menschen nach ihrem Wert zu schätzen."

„Warum sagst du, du wissest nicht recht, was an dem Signor Tito sei?"

„Weil er mir den Eindruck eines Strebers macht; ich kann mich irren, aber ich halte ihn sogar für eifersüchtig auf den Ruhm seines Vaters. So sind sie nun einmal alle, diese Jungen der modernen Schule. Ich kann mich irren —"

„Schweig, Papa, denn du irrst dich sicherlich."

Papa Salvi sprach kein Wort mehr, bis sie am Hause waren.

Nahe der Hausthür fanden sie Tonio Schildwache stehend.

„Ich bin's!" sagte er, die Straße überschreitend.

„Ach, Tonio! Hast du hier die frische Luft genossen?" fragte Papa Salvi.

„Nach der Schule sagte ich mir: Ich will ein bißchen zum Onkel Salvi und zu den Cousinen gehen und ihnen meine Neujahrsgrüße bringen."

„Wenn du mit hinaufkommen willst — Giuditta ist noch

nicht zu Bett gegangen; ich sehe, sie hat noch Licht in der Kammer."

Tonio wollte der Versuchung heroisch widerstehen, aber jenes vom Fenster herabscheinende Licht, jenes Licht, welches ihn schon eine Stunde lang dort gefesselt hatte, war stärker als er. Gesenkten Hauptes folgte er dem Onkel Salvi und sagte, während sie die langen Treppen hinaufstiegen, zu Sofia: „Ich möchte euch nicht beschwerlich fallen; ich gehe bald wieder."

Aber der arme Zeichenlehrer hatte wirklich Unglück; Giuditta war schon zu Bett gegangen, und Sofia kam zurück, um zu sagen, daß die Schwester einen schönen Roman lese, daß sie dem Vetter für seine Glückwünsche danke und sie erwidere.

„Besten Dank!" murmelte Tonio.

Bis spät abends verweilte er, ein einsilbiger Gesellschafter, und als der Onkel Salvi, in der Meinung, der gute Junge habe seiner Cousine etwas im geheimen zu sagen, ihn aufforderte, noch ein Weilchen zu bleiben, wenn er wolle, er aber sei schläfrig — da erst ermunterte Tonio sich wieder und sagte: „Ich gehe, es ist elf Uhr; in einer Stunde beginnt das neue Jahr; möge es Ihnen ein glückliches sein, Onkel Salvi, auch dir, Sofia — und für Giuditta!"

„Möge es uns alle beglücken!" erwiderte Papa Salvi.

Sofia fügte leise hinzu: „Mut, Tonio!"

Und Tonio ging und wiederholte sich selbst mit kühnem Tone: „Mut, Tonio; die Welt ist voll von schönen Mädchen; fasse Mut und gewinne eine lieb, die es erwidert; sei mutig genug, eine zu vergessen, die nichts von dir wissen will."

Unten auf der Straße blickte er nach dem erhellten Fenster hinauf. Giuditta las noch lange in ihrem schönen Roman, ehe sie das Licht auslöschte. Dann ging Tonio nach Hause.

Zum erstenmal war das Vorlesen der Visitenkarten übel abgelaufen; und da Tito nicht recht wußte, ob der Blinde sich mit dem Riegel, welchen er so im Augenblick vorgeschoben, zufrieden gegeben habe, erwartete er, aufs neue befragt zu werden, bevor der Papa sich niederlegte. Mattia aber sagte nichts, er blieb nur etwas länger als gewöhnlich am Tische sitzen; einmal wollte es Tito scheinen, daß der Schlaf ihn erfaßt habe, und er entfernte sich auf den Fußspitzen.

„Ich schlafe noch nicht," sagte der Blinde; „aber bliebe ich noch ein Weilchen sitzen, so würde ich einnicken. Rufe; ich will zu Bett gehen."

Seine Stimme war frisch, fast heiter.

Tito, welcher der Sache noch nicht recht traute, bewegte sich um ihn her, nachdem er auf den Knopf der Glocke gedrückt hatte. Tomaso erschien und meldete, daß das Bett warm sei.

„Höre, Tomaso," sagte Tito, „hast du vielleicht die Visitenkarten untereinander gebracht?"

Tomaso beteuerte, was ihn betreffe, da könnten sie sicher sein, er habe nichts in Unordnung gebracht und die Visitenkarten nicht angerührt.

„Laß gut sein," sprach der Blinde; „du machst dir Gedanken um nichts; morgen wollen wir die heraussuchen, die heute gekommen sind, und du liest sie mir selbst vor. Gute Nacht, mein Sohn."

Und kaum war er mit dem Diener allein, so sagte er zu ihm: „Tito wünscht, daß alles hübsch in Ordnung bleibe; sei darauf bedacht, ihn zufrieden zu stellen. Die Visitenkarten, die du untereinander gebracht hast —"

Tomaso unterbrach ihn und erklärte sich bereit, auf das Evangelium zu schwören, daß er nichts untereinander gebracht habe.

„Nun, wenn du es nicht gewesen bist, so wird es Barbara gewesen sein."

Aber nein, nein; auch die konnte es nicht gethan haben; Gerechtigkeit vor allem; er hatte immer die Briefe vom Portier in Empfang genommen — und dann war da auch wenig zu verwechseln. Der Portier hatte ihm dreimal die Briefe gebracht; das erste Mal fünf Billets, das zweite Mal —

Mattia sprach kein Wort.

„Das zweite Mal drei; das dritte Mal eins und die Zeitung" — und jedesmal war Tomaso sofort hinaufgegangen und hatte alles dem Signor Tito übergeben; alles und jedes, „nämlich das erste Mal fünf Billets, die ja immerhin Visitenkarten sein mochten, das zweite Mal drei, die vielleicht auch Karten waren, das dritte Mal eine —"

Mattia sagte nichts; er ließ sich auskleiden, und erst als er im Bette war, fragte er: „Bist du ganz sicher, daß es neun Briefe waren?"

„Ob ich sicher bin! Mir ist's, als sähe ich sie vor mir; das erste Mal fünf, das zweite Mal drei, das dritte Mal einen — und weiter nichts."

„Nichts weiter?"

„Wirklich nichts."

„Gute Nacht, Tomaso."

Und Tomaso ging mit dem Lichte hinaus.

Nach einer schlaflosen Nacht hatte Mattia gegen Morgen die Augen geschlossen; um zehn Uhr schlief er noch, und Tito, der in die Thür des Schlafzimmers getreten war, wollte sich eben auf den Zehen davonschleichen, als der Blinde erwachte.

„Tito!"

„Papa! Du hast länger als gewöhnlich geschlafen."

„Ja — das heißt, nein; ich habe wach gelegen; es ist eine lange, durchkämpfte Nacht gewesen, mein Sohn."

Der Blinde sprach in traurigem, aber ruhigem Tone, und da er nicht in Titos Augen lesen konnte, reichte er ihm die Hand hin und suchte die seine. Als er sie mit der frischen Kraft gedrückt, welche er in dem Kampf errungen hatte, setzte er hinzu: „Still — sage mir nichts; ich habe alles verstanden."

„Was hast du verstanden?"

„Den von deiner kindlichen Liebe begangenen Betrug — mein armer Junge; schweig — suche mich nicht von neuem zu täuschen — es ist umsonst. Ich bin stark — nur noch schläfrig; laß mich bis zur Frühstücksstunde schlafen. Du sollst sehen, daß es mir dann nicht an Appetit fehlen wird. — Still — gib mir einen Kuß."

„Du mußt mir nachher erklären — denn ich begreife nicht —"

„Ja, ja, ich werde es dir erklären," sprach Mattia und wendete sich auf die andre Seite.

Tito entfernte sich trostlos.

Wie er den bei Tische gemachten Schnitzer hätte vermeiden müssen, das sah er jetzt; er sah es ganz klar, nun der dumme Streich begangen war. Um ihn, wenn möglich, wieder gut zu machen, blieb ihm kein andrer Ausweg, als mit frechem Angesicht zu lügen; Tito bereitete sich mit ruhigem Gewissen darauf vor, indem er den aufrichtigen Ton der Lüge so einstudierte, wie es nur — eine tüchtige Komödiantin gekonnt hätte.

„Ich versichere dich, Papa, daß ein Versehen vorgekommen ist, daß —"

Er fühlte, daß er bei diesen Worten erröten würde, aber Mattia sähe das ja nicht. Er mußte nur vor dem Frühstück die Karten durchsehen, damit nicht wieder ein großes Unheil entstehe.

Bei Tische war Mattia so heiter wie gewöhnlich, sogar ein wenig redseliger; aber die versprochenen Erklärungen gab er nicht. Tito, als seiner nicht allzu sicherer Komödiant, war einerseits ungeduldig, seine Rolle herzusagen, und fürchtete andrerseits, die gute Laune seines Vaters zu verderben.

Aber er faßte einen Löwenmut und sagte unbefangen: „Ach, richtig, soll ich dir jetzt die Visitenkarten lesen?"

Mattia antwortete nicht.

„Denn sei unbesorgt, ich habe sie jetzt wohl in Ordnung gebracht."

Des Blinden Gesicht umwölkte sich, aber endlich lächelte er in seinen dichten weißen Bart hinein und sprach heiter: „Ja, es wird mir großen Spaß machen — es sind ihrer viele, nicht?"

„Es ist eine wahre Lawine. Soll ich anfangen?"

„Ja, fange nur an."

Und Tito las eine lange Litanei von Namen und Titeln, die seinen Vater eine Weile zu belustigen schien. Dann ließ Mattia den Kopf auf die Brust sinken und sagte: „Nun ist's genug."

Und Tito erwiderte arglos: „Es sind noch mehr da."

„Ich weiß, aber nun ist's genug."

Er ließ den trüben Gedanken vorüberziehen, welcher über ihn gekommen war, stand auf und küßte seinen Sohn auf die Stirn.

Und er sprach nichts.

* * *

Der Winter dieses Jahres war streng. Den ganzen Januar hindurch wartete Mattia vergebens auf den Sonnenstrahl, welcher in das Atelier zu dringen und sich auf die Kniee des Blinden zu legen pflegte.

Anstatt der Sonne kam viel Regen, bald über das Pflaster plätschernd, bald gegen die Scheiben trommelnd, aber zumeist langsam, langsam niederfallend, so daß, nach dem Tröpfeln einer benachbarten Dachrinne gemessen, die Stunden dem blinden Mattia endlos erschienen wären, hätte er nicht so viel damit zu thun gehabt, sich Ergebung zu erringen.

„Woran denkst du, Papa?" fragte Tito ihn zuweilen, wenn er zu lange schwieg. Und Mattia antwortete, indem er sich den Trübsinn abschüttelte, daß er an nichts denke, daß

er so heiter sei, wie man es bei solcher Sündflut sein könne; wenn aber nun der Sohn in ihn drang, er möge ein wenig plaudern, dann kam er auf die Kunst zu sprechen, die eine treulose Geliebte ist, auf die Kunst, welche uns Wonnen schenkt, solange sie uns zulächelt, welche uns aus tausend Wunden bluten läßt, wenn sie uns aufgibt. Er sagte die Kunst, meinte aber den Ruhm, und sprach es in scherzendem Tone, weil er noch nicht vollkommen entsagt hatte.

Eines Tages hörte er zu seinem großen Erstaunen seinen Sohn einen Gedanken ausdrücken, den einst mit großer Anmaßung Primo Salvi geäußert hatte, und den er selbst bisher nicht fähig war zu dem seinigen zu machen.

„Was thut's?" sagte Tito. „Was liegt daran, wenn die Kunst uns einst verläßt? Solange sie uns lächelt und in ihrer Schönheit erscheint, müssen wir sie lieben. Uebrigens du selbst, der du grausam von ihr verlassen zu sein glaubst, du liebst sie noch immer um der Freuden willen, die sie dir gespendet hat, und — auch um derentwillen, die sie dir noch bereiten wird."

„Die sie mir noch bereiten wird," wiederholte Mattia für sich, ohne jede Bitterkeit gegen das Geschick, noch gegen seinen Sohn, der dabei beharrte, ein seinen blinden Augen unwiederbringlich zerstörtes Blendwerk vorzuführen.

Das neue Unglück, welches auf die Seele des Blinden niedergeschmettert war, hatte noch zwei Triebfedern unzerbrochen gelassen: die väterliche Zärtlichkeit und einigen Glauben an ein andres Leben, jenen Glauben, welcher nach Mattias Versicherung ein naher Verwandter des Ideals ist. Doch auch mit diesen beiden kräftigen Spannfedern ist die Ergebung nicht weniger schwer.

Aber zu Ende dieser Winterzeit, als Tito in den letzten Februartagen seinem Vater die ersten in ihrem Gärtchen gepflückten Veilchen brachte, da konnte diese Seele, welche sich so abgemüdet hatte, einem Schatten nachzujagen, endlich sagen, daß sie zum Frieden gelangt sei.

„Ich habe das Bewußtsein, meine Mission mit allen mir verliehenen Kräften erfüllt zu haben; erfüllt bis zuletzt, und wenn der Himmel mir die Augen wieder aufschlösse, auf einen Tag oder auf eine Stunde, so weiß ich, daß ich noch einmal das thun würde, was ich immer gethan habe."

Er sagte das aus Furcht, daß sein Sohn gleichfalls sein

Herz an Schatten hängen und später nicht die Kraft haben möchte, ihnen zu entsagen.

Und als er bemerken konnte, daß Tito keine solche Gefahr lief, wenigstens nicht, bevor er seine Liebe nochmals einem lebenden Wesen zugewendet hatte, wollte er wissen, ob er noch an Cesira dächte, und ob Sofia ...

Tito war aufrichtig. Er gestand, daß Cesira ihm genug Leiden bereitet hatte und daß er sie elendiglich aus dem Herzen verloren habe.

„Nun dann ...“ meinte lächelnd der Blinde.

„Es ist unendlich traurig, die eigne Jämmerlichkeit zu erkennen; ich glaubte, daß ich dies Weib ewig lieben würde um des Schmerzes willen, den ich ihretwegen erduldet, und trotzdem ...“

„Nun denn,“ drang Mattia weiter in ihn, „so verliebe dich in eine andre; blicke um dich, mich dünkt, es sollte mir nicht schwer werden, eine zu finden.“

Tito wollte aufrichtig gegen seinen Vater sein.

„Sofia, nicht wahr? Sie ist ein liebes, gutes Kind, voll Glauben und Mut; sie wird die Freude des Mannes sein, der sie zur Seinigen machen möchte. Aber der werde ich nicht sein.“

Der Blinde sagte kein Wort.

„Vor allem, weil sie einen andern liebt.“

„Woher weißt du das?“

„Sie hat es mir fast gesagt, als ich ihr von jener verhängnisvollen Frau sprach — ohne sie jedoch zu nennen — und von dem Kinde, das vielleicht ...“

Entmutigt sagte Mattia: „Und von diesen Dingen hast du ihr erzählt?“

„Ja gewiß! Sofia und ich, wir haben ein Bündnis geschlossen, wir sind ein paar Freunde, und die Freundschaft zwischen einem jungen Manne und einem Mädchen kann ohne vollkommenes Vertrauen nicht Bestand haben.“

„Freundschaft — Vertrauen —“ murrte der Blinde.

„Wir haben uns gegenseitig versprochen, niemals etwas andres als Freunde zu sein; Sofia wird das sehr leicht werden, weil sie schon jemand liebt, und mir nicht schwer, weil ...“

„Weil?“

„Weil — soll ich es dir sagen? Weil Sofias äußere Erscheinung mir nicht zusagt.“

„O, gewiß mit Unrecht.“

„Freilich, mit Unrecht. Unter vier Augen mit diesem Mädchen fühle ich mich so wohl! Aber nie kommt mir der

Gedanke, daß ich etwas mehr aus ihr machen könnte — oder weniger — als eine vertraute Freundin."

„Du hast unrecht," beharrte der Blinde und ließ den Kopf sinken; dann wollte er hören, in wen das gute Kind verliebt sei.

Aber da Tito den Vater zu befriedigen zögerte, nahm dieser auch sogleich sein Begehren zurück.

„Sage mir's nicht, ich will es nicht wissen; ich werde es übrigens erraten."

In der That ward er bald inne, daß das liebe Mädchen eine geheime Neigung hatte, von der sie sich gedemütigt fühlte und die sie aus allen Kräften bekämpfte. Die geheime und bekämpfte Neigung hegte sie für Tonio, für den in ihre Schwester verliebten Vetter, und zwar brauchte sie sich derselben nicht zu schämen, denn sie war aus einem großen Mitleid entsprungen.

Als der März gekommen war und mit prächtig sonnigen Tagen verkündet hatte, daß der Winter wirklich aus sei, wollte Mattia täglich in den Garten hinab und ein paarmal darin umhergehen, während sein Sohn an der Staffelei arbeitete. Titos Arm brauchte er nicht. Indem er mit dem Stock längs der Mauer tastete und sich am Treppengeländer hielt, war er sicher, nicht falsch zu gehen, so sagte er; aber auf Titos Mahnung ließ Tomaso ihn nicht aus den Augen.

Er spazierte lange in der Allee auf und ab, bis er müde wurde, dann setzte er sich auf eine Steinbank und lauschte ganze Stunden auf das Geschwätz der Sperlinge; zuweilen erwachte in der alten Platane die Stimme einer Amsel, sie hielt lange Reden voller Schwermut, und Mattia hörte ihr mit zärtlicher Teilnahme zu.

Später kam Tito nach, und Arm in Arm setzten sie vor dem Mittagessen die Spaziergänge fort.

Jetzt geschah es nie mehr, daß sie von der Vergangenheit sprachen. Wozu auch an eine begrabene Liebe, einen geschwundenen Schatten denken? Tito sagte aus voller Ueberzeugung, wer die Kunst aufrichtig liebe, sei vor jeder andern Neigung sicher; Mattia war nicht überzeugt, widersprach aber nicht. Er wartete. Und wenn am Abend Sofia sich pünktlich einstellte, reichte ihr der Blinde, der in ihr noch immer — er wußte nur nicht mehr was — liebte, beide Hände hin, damit sie herbeieile und sie drücke.

Eines Abends waren sie allein. Tito war zu einer Versammlung des Vereins der Künstler gegangen, der Blinde

hatte seine junge Freundin auf schlaue Weise zu vertraulichen Mitteilungen angeregt, und Sofia hatte sich bestimmen lassen, fast alles zu sagen; sie dachte einen Augenblick nach, bevor sie ihre Gefühle enthüllte, und that es dann, weil sie, wenn irgend jemand, nur sich selbst schaden konnte.

So hatte Mattia vieles erfahren, z. B. daß jener Tonio ein vortrefflicher Sohn, ein Mann von Herz und von bestem Willen sei; Giuditta ein kluges Mädchen, das gewiß alles erlangen würde, was sie sich wünschte (was sie wünschte? — Sofia wollte es nicht sagen); daß Papa Salvi die so vielen unbekannte Tugend besitze, auf sein Geschick stolz zu sein — zum Teil, weil das Leben ihm die Kunst oder wenigstens die Liebe zur Kunst verliehen hatte, und weil der Tod ihm . . .

„Den Frieden verhieß," meinte der Blinde.

„O bewahre! Mit dem würde der Papa sich nicht begnügen, er zöge vielmehr den Kampf vor — sondern einfach, weil der Tod ihm ein andres Leben verhieß, war der Papa zufrieden."

Mattia hatte noch mehr wissen wollen, und da der Glaube, welcher Papa Salvi und auch ihr zuweilen wohlthat, dem Blinden nichts Uebles anhaben konnte, so ließ sich Sofia über Geister und über Spiritismus aus.

„Sie glauben daran?"

„Nein, an Nero allerdings nicht!"

Sofia war nicht einmal sicher, an irgend eine der Offenbarungen zu glauben, welche die Eingeweihten aus der andern Welt erhalten wollen. Und warum sie nicht daran glaubte? O, nur weil sie selbst nichts wahrgenommen hatte; aber sie war von der Ehrlichkeit derer überzeugt, welche gehört und gesehen zu haben meinten; sie glaubte an eine höhere Welt, die im Anschauen und in der Erwartung lebt.

Der Blinde hörte aufmerksam zu. Des Mädchens durchdachte Worte gaben auch ihm zu denken. Er gestand demütig, wenn er zuweilen aufwärts geblickt habe, so sei es gewesen, um das Ideal nicht aus den Augen zu verlieren, als er sich noch einbildete, die Kunst könne sein ganzes Leben ausfüllen.

An demselben Abend sagte nach langem Schweigen Mattia zu seiner kleinen Freundin: „Es ist möglich, daß auch ich, ohne es zu wissen, eine Religion habe, und es würde mir nicht unlieb sein, wenn es die Ihrige wäre."

Sofia versicherte, er habe eine. Hatte er denn nicht immer dem Ideal einen Kultus gewidmet? Nun wohl, das Ideal gehört eben dem Himmel an.

„Das Ideal gehört dem Himmel an," wiederholte mehrmals, nicht ganz überzeugt, der Blinde.

Es beschäftigte ihn noch, als Tito, vom Künstlerverein heimkehrend, mitteilte, daß Tonio unten auf der Straße Sofia erwarte, um sie nach Hause zu begleiten.

„Ich hätte ihn gern gebeten, zu uns heraufzukommen, anstatt zu warten, aber er sah mich und wich mir aus; sagen Sie ihm das, Signorina."

„Gewiß!" antworte Sofia. „Der arme Tonio!"

Der Blinde hatte schweigend gelauscht, um zu beobachten, ob in den Worten seines Sohnes und der schönen Sofia ein ganz klein wenig Verdruß von der einen, Verwirrung von der andern Seite zu bemerken sei; da er nichts fand, kehrte er zu seinem früheren Gedanken zurück: „Das Ideal gehört dem Himmel an!"

Tonio war pünktlich. Jeden Abend um neun Uhr machte er sich trübselig auf den Weg, damit er Zeit habe, ein halbes Stündchen auf die Cousine zu warten. Das gute Mädchen hatte ein paarmal dies Opfer beklagt: das Haus des Blinden sei wenige Schritte von dem ihrigen, um jene Stunde sei die Straße noch belebt und viele Läden offen, und endlich, wenn Sofia es für nötig hielte, würde sie Papa Salvi bitten, sie abzuholen, aber es sei wirklich keine Veranlassung dazu da.

Jedoch Tonio, der sich nicht mit dem Opfer brüsten wollte, hatte ihr offenherzig versichert, er könne dies Stündchen nicht besser verwenden als zur Begleitung der Cousine.

Er sagte das in voller Aufrichtigkeit. Nicht einmal verschwieg er, daß er dabei, fast ohne es zu wollen, durch — Papa Salvis Straße ging und zuweilen stehen blieb und hinaufblickte, ob das runde Fenster noch hell sei. So ließ sich Sofia denn ohne ferneres Bedauern nach Hause begleiten.

Zuweilen ging der Aermste schweigend neben ihr her, und nun war es Sofias Aufgabe, den stummen Schmerz zu wecken, damit er sich ausklage.

„Ach, wie würde ich sie geliebt haben!" sagte dann Tonio. „Sie wird es nie erfahren, sie soll es nie erfahren, welche Liebe sie zurückgewiesen hat."

Sofia antwortete nicht, und Tonio fuhr fort, sich auszusprechen, bis seine Gefährtin, indem sie den Schritt hemmte, um ihm Zeit zum Abbrechen seiner Klagen zu geben, ihn wahrnehmen ließ, daß man an der wohlbekannten Thür angelangt sei, daß hinter dem runden Fenster ein Kerzenlicht

schimmerte. Dann verstummte Tonio aufs neue, Sofia tröstete ihn mit dem einzigen kräftigen Worte, welches sie noch für ihn hatte. Und sie wußte kaum, war es Mitleid mit ihm, oder mit sich selbst, oder mit der armen Menschheit, wenn sie bewegt sprach: „Mut!"

„O ja, ja, ich werde ihn finden," versicherte der junge Zeichenlehrer.

Das war in der ersten Zeit, nachdem Giuditta ihre Gefühle kund gethan hatte, ohne die geringste Hoffnung zu lassen, daß sie sich ändern könnten.

Aber während dieses harten Winters machte Tonio allmählich den Fortschritt, daß er seinem Elend ohne Jammern ins Auge sah, und hatte er eine Weile die Cousine pünktlich nach Hause begleitet, weil es ihm Gelegenheit gab, von der schönen und geliebten Giuditta zu reden — jetzt schien er diese Liebe so weit besiegt zu haben, daß er nicht mehr von Giuditta sprach, dann von ihr sprach, ohne sie zu nennen, und endlich ihrer noch mit stiller Traurigkeit erwähnte. Sofia glaubte, an diesem Punkt der Genesung angelangt, sei Tonio außer Gefahr zu erklären, und wenn er dennoch fortgefahren hatte, seine Cousine zu begleiten, so habe er es aus Dankbarkeitsrücksichten, aus übergroßer Güte oder aus Verlegenheit gethan.

An jenem Februarabend war Tonio unterwegs ziemlich schweigsam, und Sofia fürchtete, ohne daß er es merke, möchte ihm der Ritterdienst ein wenig lästig werden, allabendlich ein unschönes Mädchen — und obendrein immer dasselbe unschöne Mädchen — schützend zu geleiten, das sich in der That dieses Schutzes gar nicht bedürftig fühlte.

„Höre, Tonio," sagte Sofia, „jetzt bist du eigentlich geheilt, nicht wahr? Nun, das ist schön. Der Winter ist zu Ende, es kommen die längeren Märztage; warte nicht mehr auf mich, du kannst deine Zeit besser verwenden."

„Wozu soll ich sie verwenden?" fragte der Zeichenlehrer. „Sage es mir."

„Was weiß ich? Die Freunde aufzusuchen, spazieren zu gehen, zu plaudern."

„Wenn du es wirklich nicht willst — wenn ich dir unbequem bin."

„O Tonio, wie kannst du das nur denken!"

„Nun wohl, wenn ich dich nicht langweile, so laß mich nur immer kommen; es thut mir so gut, mit dir zu sein, du

findest immer ein freundliches Wort, um mich zu ermuntern. Weißt du, ich merke recht wohl, daß ich langweilig bin, daß ich, anstatt dich zu unterhalten, oft den ganzen Weg über stumm bleibe; aber mit dir darf ich auch schweigen, nicht wahr?"

Sofia antwortete, ja, mit ihr dürfe er auch still sein.

In der That schwiegen beide, bis sie die Hausthür erreichten.

„Leb wohl, Tonio."

„Also morgen komme ich wieder ... ist dir's recht?"

„Komm, wann du willst."

* * *

In dieser ruhig heiteren Weise vergingen zwei Monate.

Tonio hatte jeden Abend Sofia nach Hause begleitet, sehr schweigsam, die langen Pausen plötzlich unterbrechend; er schien sich gar nicht mehr mit Giuditta zu beschäftigen, denn selbst in der Nähe der Salvischen Hausthür blickte er nicht auf. Nur einmal heftete er die Augen lange auf das erleuchtete Fenster, aber dies herniederscheinende Licht traf seine Phantasie nicht mehr verlangenerregend, sondern weckte nur seine Neugier, welche er so ausdrückte: „Ob sie wohl schon ihren Traum gefunden hat?"

Sofia antwortete nicht, und Tonio drang nicht in sie. Hätte er es gethan, so hätte Sofia, um aufrichtig zu sein, „ja" sagen müssen. Dieser Traum war ein Wechselmakler, der sich von den Anstrengungen der Börse im ehelichen Leben auszuruhen wünschte. Die Sache war noch nicht sicher, aber die Hauptsache war gemacht, denn der Makler war bis über die Ohren verliebt.

Während dieser zwei ruhigen Monate hatte Papa Salvi den ruhmreichen Kollegen häufig besucht und ihm auf Befragen die spiritistische Doktrin weitläufig auseinandergesetzt.

„Versuchen wir es doch einmal," hatte der Blinde gesagt.

Und eines Tages stellten sie den Versuch an. Sie waren in einer abgesonderten Stube allein und an den beiden Enden eines Tisches einander gegenüber; Papa Salvi forderte seinen guten Freund Nero in angemessener Weise auf, sich zu offenbaren, und Nero that es durch ein mäßiges einmaliges Klopfen, wollte aber nicht dreimal klopfen, obgleich mehrmals darum angegangen. „Wir besitzen kein genügendes Fluidum," versicherte Papa Salvi. Aber diese spiritistische Wahrheit wollte

nicht in den Kopf des Blinden, um dessen Mund ein boshaftes Lächeln zuckte. Das war zum Totärgern für einen überzeugten Spiritisten wie Papa Salvi, der, um einen so gut vorbereiteten Neophyten nicht zu verlieren, seinem Gewissen Gewalt anthat und selbst das dreimalige Klopfen hervorbrachte, welches Nero verweigerte; dann suchte er aufs neue „seinen guten Freund" zu einer Kundgebung zu bewegen, indem er ihm viele, viele schöne Dinge sagte, und als er sah, daß nichts dergleichen geschah, wiederholte er, es fehle ihnen an dem gehörigen Fluidum.

„Aber sagen Sie," drang der Blinde in ihn, „sind die drei Schläge wirklich von dem Tische ausgegangen? Das heißt, von dem Geiste?"

„Natürlich!"

„Es ist niemand im Zimmer, nicht wahr? Sie werden mich doch gewiß nicht anführen wollen, und Sie sind es nicht, der geklopft hat?"

„Wie können Sie so etwas denken?"

Nach diesen Versicherungen blieb in Mattia die Meinung zurück, die spiritistische Religion sei etwas, das man auf sich beruhen lassen müsse.

„Wir wollen noch eine Probe machen."

„Nein, wiederholen wir sie nicht; was ich auch etwa hörte, ich würde immer zweifeln, das ist das Schicksal der Blinden."

Wenn dieser trübe Gedanke ihm in den Sinn kam, hielt Mattia sich für den unglücklichsten der Menschen; dann zählte er die Einzelheiten seines Unglücks auf und legte allem, dem er in der letzten Zeit hatte entsagen müssen, ein großes Gewicht bei, um seinem Sohne diese inhaltschweren Worte zurufen zu können: „Wozu bin ich noch auf der Welt?"

Aber dem war nicht also, daß er sich nicht ganz wohl in dem ihm gebliebenen Winkelchen gefühlt hätte, an der Seite seines Sohnes im trauten Verkehr mit dem guten Mädchen, welches ihm vorlas und ihm die schöne klassische Musik vorspielte. Wenn er in günstiger Stimmung war, gestand er es selbst ein. Nur, setzte er hinzu, um sein Glück vollständig zu machen, fehle ihm eins und immer dasselbe.

Zuweilen des Abends, wenn er Tito und Sofia in der Nähe wußte, war er darauf bedacht, deren Schweigen nicht durch ein Wort zu unterbrechen; er erwartete den Kaffee, oder hatte ihn eben getrunken und saß nachdenkend still, um die

jungen Leute glauben zu machen, er sei eingenickt; aber in Wahrheit lauschte er und wartete auf irgend ein geflüstertes Wort, welches immer ausblieb.

„Was haben Sie heute an?“ fragte er das junge Mädchen oft.

Ach, hätte er diesem prächtigen Geschöpf einen Rat geben dürfen, das immer in grauer Wolle und unvorteilhaft frisiert ging! „Signorina,“ würde er gesagt haben, wenn er nicht fürchtete, die Bescheidene noch mehr einzuschüchtern, „Signorina, Grau kleidet junge Damen von der Art Ihrer Schönheit nicht. Sie sind brünett, sind blaß — da wäre Orange am Ort, oder aber Schwarz; die Haare möchte ich aufwärts gekämmt, so daß man die Stirn sieht; legen Sie die Flechten seitwärts und lassen Sie dieselben wie einen Rahmen auf die Schultern fallen. Wenn Sie das alle Tage thun, so wird ein gewisser Jemand nicht lange widerstehen.“

Jedoch ein wenig Hoffnung blieb ihm noch; er bemerkte, daß Tito seit einiger Zeit nicht gern die Familie der Künstler aufsuchte, sondern lieber mit dem alten Papa und der neuen Freundin daheim blieb.

So war man zu den schönen Maitagen gelangt. Aber die ruhige Stimmung ward durch einen unerwarteten Brief unterbrochen, durch einen unvergessenen Namen: Cesira!

Sie waren noch bei Tische, als der Diener diesen mit der Achtuhrpost gekommenen Brief brachte.

Tito hatte kaum einen Blick auf die Adresse geworfen, als er erbleichte; er sah Sofia an, die ihn ansah.

Mattia, mitten in der spottenden Darlegung einer Kunsttheorie unterbrochen, lächelte noch, im Begriffe fortzufahren; aber da das Schweigen sich ungewöhnlich verlängerte, fragte er leise: „Was gibt's? Was steht in dem Briefe?“

„Noch habe ich ihn nicht gelesen,“ antwortete Tito erregt. „Aber kannst du dir nicht denken, wer da schreibt?“

„Cesira!“ stammelte der Blinde. „Was kann sie dir schreiben?“

„Wir werden es gleich hören,“ sprach der junge Mann.

Aber immer noch blickte er auf das versiegelte Couvert.

„Signor Tito,“ sagte das junge Mädchen, „lesen Sie noch nicht sogleich, warten Sie wenigstens eine Weile; warten Sie, bis Sie allein sind.“

Da riß Tito das Couvert auf und las, nicht ohne einiges Beben der Stimme.

Die Schauspielerin schrieb:

„Mein Freund!

„Du sagtest mir einst: ‚Zu jeder Zeit, was auch geschehen möge, erinnere Dich, daß Du nebst Deiner Tochter immer willkommen bist.‘

„Nun wohl, ich bin hier, wenige Schritte von Dir, und bin so unglücklich, wie es ein menschliches Geschöpf nur sein kann. Ich habe alles verloren, was einst Deine Liebe erregte und Deine Leiden schuf. Auch Bianca ist nicht gesund, sie hustet; man hat Veränderung des Klimas geraten, und ich dachte, daß nur ihr Vater sie herzustellen vermöchte. Die Mama könnte nur mit ihr sterben. Tito, mein lieber Freund, fasse Dir ein Herz und suche aus Mitleid für dies unschuldige Kind Deinen Unwillen zu besiegen. Sie klopft an Deine Thür und bittet um das Almosen Deiner väterlichen Liebkosung. Sie allein. Ihre Mutter begehrt nichts; sie wird Dich ewig segnen und bittet Dich nur um eins, daß Du auch nicht einmal sie zu sehen suchest. Antworte postlagernd der unglücklichen

Cesira.“

Ein langes Schweigen folgte auf das Vorlesen des Briefes.

Tito saß gesenkten Hauptes da, und Sofia starrte ins Leere, ihre Bewegung gewaltsam bemeisternd. Nur um die Lippen des Blinden spielte ein bittres Lächeln, und er zuerst durchbrach diesen peinvollen Zustand.

„Lies noch einmal; ich hoffe, es wird dir nicht zu wehe, sondern vielmehr wohl thun.“

Tito versuchte es, war aber zu bewegt, und Mattia wendete sich an Sofia.

„Signorina, wollen Sie lesen?“

Sofia befragte Tito mit einem Blick, und der junge Mann reichte ihr den Brief.

Und nun las Sofia, langsam; sie las einfach, ohne Kommentar durch Betonung und Innehalten, aber auch ihre Stimme war durch ein unterdrücktes Weinen verschleiert.

Als sie das seltsame Schreiben zurückgab, entquollen ihr die vergebens zurückgehaltenen Thränen.

Tito sah alles, und indem er dem Mädchen ins Gesicht blickte, flüsterte er: „Ich danke Ihnen.“

„Mir scheint die Sache klar,“ sprach der Blinde, „und euch?“

Er erhielt keine Antwort und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Also die erste Darstellerin betritt wieder die Bühne,

um ihre große, thränenvolle Partie aufzuführen. Aber wir werden uns nicht fangen lassen!"

Noch immer keine Antwort. Der Blinde fuhr fort, gleichsam als spräche er zu sich selbst: „Wäre es wahr, daß sie nichts für sich begehrt, daß sie zufrieden ist, ihre Kleine unter dem Schutze eines redlichen Mannes zu sehen . . ."

„Eines Vaters!" unterbrach ihn Tito voll Bitterkeit.

„Nun denn, eines Vaters — aber nicht du wirst es sein, sondern ich," erklärte ruhig der Blinde. „Um dich gegen deine Vergangenheit, gegen dich selbst zu schützen, sage ich dir, daß dieses kleine Wesen nicht dir, daß es mir gehört."

Tito schwieg noch immer und Sofia ebenfalls; sie blickten einander in die Augen und hörten beide die leisen Worte des Blinden an.

„Ach, wäre es so! Wir wollen es hoffen, denn alles ist bei einer Schauspielerin möglich — auch die Wahrheit. Sollte hingegen dieser Brief ein schlauer Anschlag sein, dann sei wohl auf deiner Hut, Tito."

„Dessen kannst du gewiß sein, Papa. Aber wir wollen es über Nacht noch bedenken, morgen früh sprechen wir weiter davon. Habe ich recht, Signorina?"

Sofia nickte bejahend, aber sie fühlte sich in einer peinlichen Lage, weil sie keine Worte fand, um die ungewohnte Aufregung zu verhehlen, in welche sie der tiefdringende Blick Titos, das gedämpfte Sprechen des Blinden, der klagende Ton jenes Briefes versetzten. Sie empfand eine gewisse Beängstigung und wußte doch selbst nicht wodurch, ob durch die andern oder sich selbst, und bat endlich, man möchte sie nach Hause gehen lassen.

„Ich gehe mit Ihnen bis zur Hausthür," sagte Tito. Und als sie unten an der Treppe waren, setzte er hinzu: „Signorina, ich begleite Sie nach Hause, erlauben Sie es mir?"

Das junge Mädchen antwortete nicht.

„Ich hätte Ihnen etwas zu sagen," beharrte Tito.

„Mir?" fragte Sofia erregt. Und um sich ihrer Aufregung zu erwehren, rief sie leise hinaus: „Tonio!" Aber sogleich bereute sie es und fand so viel unbefangene Haltung, um hinzuzusetzen: „Tonio begleitet mich jeden Abend, aber heute komme ich früher, und er ist vielleicht noch nicht da; wir wollen sehen."

Sie eilte die letzten Stufen hinab und zog den Riegel der Hausthür zurück, damit die kühle Nachtluft ihr das Gesicht streife.

Tito war auch an die stille Straße getreten.

„Es ist niemand da," sagte er, „also begleite ich Sie."

Aber es fiel dem jungen Mädchen ein, daß Tonio, wenn er noch käme, vielleicht Gott weiß wie lange warten würde.

„Wir sollten ihn erwarten, wollen Sie?"

Sie blieben eine Weile in der Thür stehen. Im Dunklen fand Titos Hand die Sofias; übrigens sagte er das nicht, was er für sie auf dem Herzen hatte. Dann ließen sich schnelle Schritte durch die Stille der Straße hören.

„Tonio!" wiederholte Sofia und löste ihre Hand aus der, welche sie festhielt. Nun, angesichts des nahen Lebewohls, beendete Tito sein Geständnis, das er dem jungen Mädchen ins Ohr flüsterte.

„Hören Sie, Sofia, was ich Ihnen zu sagen hatte, ist nur dies: daß ich dich lieb habe, so sehr lieb habe, daß ich jetzt gewiß weiß, ich habe dich immer geliebt."

Tonio war nur noch zwei Schritte entfernt.

„Gute Nacht!" stammelte das Mädchen und ging eilig Tonio entgegen.

„Schon hier!" sagte der junge Mann, als er Sofia sich ihm eifrig nähern sah.

„Ja, mich verlangte, früh schlafen zu gehen. Signor Tito wollte mich begleiten; als ich an der Hausthür war, sah ich dich kommen."

„Was hast du? Ist dir nicht wohl?"

„O doch."

Sofia schritt eilig zu; ihr Gefährte, welcher kaum mit ihr Schritt halten konnte, wußte nicht, was er denken sollte.

„Sofia," sagte er nach einer stummen Pause, „versichere mich, daß dir nichts Schlimmes begegnet ist."

„Durchaus nichts, ich bin nur erregt; ich fürchte, daß ich heute nacht ein wenig Fieber haben werde; fühle einmal . . ."

Tonio blieb auf der Straße stehen und befragte den Puls seiner Cousine; schließlich gestand er, daß er nichts davon verstehe, aber daß es ihm in der That scheine . . .

Das Mädchen eilte weiter, und Tonio folgte.

Als sie an der Hausthür waren, sagte Sofia: „Höre, Tonio, warte nicht mehr abends auf mich, ich hatte nie gemeint, daß du meinetwegen Wache stehen solltest."

„Was liegt daran?"

„Sehr viel. Und dann, wie gesagt, es ist gar nicht nötig, daß mich jemand begleitet; auch weiß ich kaum, ob ich regelmäßig zu Bondis gehen werde, und wenn ich nicht ginge,

würdest du mich vergebens erwarten. Ich danke dir für das, was du für mich gethan hast und ferner thun möchtest, aber ich will es nicht mehr."

„Du willst nicht?" stotterte Tonio bestürzt.

„Nein, ich will es in der That nicht."

Der junge Mann blickte bald da-, bald dorthin, als suche er die spröden Worte zusammen. Endlich fand er diese und er sagte mit gepreßter Stimme: „Ich komme morgen, um zu sehen, ob du auch kein Fieber hast."

„Es wird nichts sein, jetzt scheint mir's schon wieder ganz vorüber. Fühle nur."

Tonio untersuchte den Puls abermals. Er war nicht sicher, daß die Nacht nicht dennoch ein leichtes Fieber bringen könne.

„Auf alle Fälle werde ich morgen kommen."

„Komm nur. Gute Nacht!"

* * *

Sofia wußte, daß sie niemand zu Hause finden werde. Papa Salvi und Giuditta waren in das Konservatorium gegangen, um eine berühmte Pianistin zu hören. Es war ein rechtes Glück für sie, allein sein zu können, Zeit zu haben, um die neuen Gedanken an sich vorüberziehen zu lassen, und einen festzuhalten, welcher heilsam nicht nur für sie, sondern weit mehr noch für — ihn wäre. Sie eilte im Fluge die Treppen hinauf und mußte stehen bleiben, um den Schlüssel zur Wohnung herauszusuchen, weil ihr das Herz heftig schlug. Als sie in ihrem Stübchen war, fand sie es auch nicht nötig, Licht anzuzünden; im Dunklen, meinte sie, würden die noch so nebelhaften Gefühle leichter feste Formen annehmen.

Sie setzte sich an ihren Tisch und heftete den Blick lange auf die finstere Wand, wo das Bild der verstorbenen Mutter im vergoldeten Rahmen schimmerte. Im ungewissen Schein des runden Fensters sah sie die verlängerten Schatten der Betten.

„Nun also?" sprach sie ab und zu mit erhobener Stimme.

Und sie lauschte, ob aus der unsichtbaren Welt ein Wort zu ihr dringe. Aber die Stille wurde von keinem der Geräusche unterbrochen, womit die abgeschiedenen Seelen sich den Seelen der Leidenden kund thun.

Litt sie den wirklich?

Ja. Sofia empfand eine qualvolle Beängstigung, welche sie sich noch nicht klar machen konnte. Doch ja, sie litt die Pein eines beunruhigten Gewissens.

Der Schattenzug der Gedanken dauerte fort.

Dort ging die unbekannte, aber so wunderschöne Schauspielerin vorüber, das kranke Kind, der freundliche Blinde mit dem herrlichen Greisenhaupt, der junge Künstler, welcher ihr noch bis vor einer Stunde ein Freund und nichts andres gewesen war. Und es zog auch Tonio vorüber, der einst im stillen Geliebte; zuerst für Giuditta schwärmend, dann gleichgültig gegen alles.

Das unruhige Gewissen wollte Sofia der Treulosigkeit anklagen, weil der, welcher ihr noch vor kurzem Freund und sonst nichts gewesen, jetzt für sie die einzige, die wahre, die große Liebe zu werden schien. Und als das Gewissen so weit versöhnt war, daß Sofia sich bereit fühlte, die Treulosigkeit auf sich zu nehmen, blieb doch in diesem einfachen, ehrlichen Herzen die Demütigung zurück, von der Höhe herabgestürzt zu sein, auf welcher ihre Empfindungen sich bisher gehalten hatten.

Da wollte sie nun einen klaren Blick in die Vergangenheit und in die eigne Seele thun; sie zündete das Licht an und las in den Seiten ihres Gedenkbuches nach.

Dies Büchlein nannte keinen Namen, aber es spielte auf einen Traum an, der aus dem Mitleid entsprungen war; er gehörte zu den schönen Dingen, welche man vergessen muß. Wo es nicht anders ging, war der Gegenstand dieses Traumes durch einen Anfangsbuchstaben bezeichnet. Wie Sofia nun allein dort in ihrem Kämmerchen saß und die Blätter überflog, welchen sie ihre nach Festigkeit ringenden Gedanken vertraut hatte, da dünkte es sie wundersamerweise, als sei, wo Tonio angedeutet war, Tito zu lesen, jetzt und immer und einzig Tito, denn er war es, der das erste Liebeswort zu ihr gesprochen hatte. Aber noch wunderbarer — auch so war sie mit ihrem Gewissen noch nicht in Frieden. Und das wollte Sofia den abgeschiedenen Seelen sagen, die gewiß in diesem Augenblick sie umringten und sich niederbeugten, um zu sehen, was sie auf das weiße Blatt geschrieben.

Sie schrieb ein Datum darauf: „Der erste Mai!“ Dann dachte sie lange nach — und fügte nichts weiter hinzu.

Papa Salvi und die Schwester kamen gegen elf Uhr nach Hause. Giuditta war in bester Laune.

„Schade, daß du nicht mitgekommen bist, du hättest etwas erlebt.“

„Ist diese Pianistin in der That so vorzüglich, wie es heißt?“

„O ja, ausgezeichnet, aber es handelt sich um andres als die Pianistin; es handelt sich um den Wechselmakler, um meinen Alten, er hat sich neben mich gesetzt und wünschte dem Papa vorgestellt zu werden. Verstehe wohl, er wünschte es, und ich habe ihn vorgestellt. Der Papa, das muß ich sagen, benahm sich sehr nett, es war, als habe er seine Lektion gelernt, und doch schwöre ich dir, daß er noch von nichts wußte."

„Und jetzt weiß er es?"

„Ja, beim Nachhausegehen habe ich zu ihm gesagt: ‚Hast du den Herrn beachtet, der sich vorstellen ließ; wie scheint er dir?' ‚Er ist alt,' erwiderte der Papa, ‚sieht aber noch gut aus.' ‚Nun wohl, dieser gut konservierte Herr,' sagte ich, ‚hat viel Geld, hat keine Frau und ist in mich verliebt.'"

„Und was antwortete der Papa?" brachte Sofia heraus.

„Ich sollte mir das aus dem Sinn schlagen, wir hätten nie Erfolg gehabt, und solch ein Glück könne uns gar nicht zu teil werden."

„So hat er wirklich gesprochen?"

„Ja, und da sagte ich ihm, wenn ich nur erst die Frau des Wechselmaklers sein würde — höre, wie das klingt: die Frau des Wechselmaklers! — dann sollte das jämmerliche Leben für mich, für ihn, für alle anders werden."

„Nun, und was erwiderte er?"

„‚Der Himmel erhöre dich,' sprach er. Aber während wir heraufstiegen, versicherte er mich, daß er wirklich nie etwas brauchen, daß er ebenso wie bisher weiter leben werde, aber es solle ihn für uns andre freuen. Ein Schwall von Worten. Ich hoffe, du wirst aufrichtiger sein."

Sofia antwortete nicht. Die Worte Giuditas und des Papas hatten ihre beunruhigte Seele getroffen. Und um wenigstens aufrichtig zu sein, demütigte sie sich noch tiefer und erwiderte: „Wenn es dir mit der Heirat gelingt, so ist das ein glänzender Treffer, und ich weiß ja, daß du meiner nicht vergessen wirst."

„Wenigstens weißt du, daß ich ein gutes Herz habe, daß ich nicht geizig, daß ich keine Egoistin bin."

„Das ist wahr, du bist keine Egoistin! Wohl dir, daß du dies Bewußtsein hast."

Nach einer unruhigen Nacht schlief Sofia am Morgen noch, als Giuditta, die schon seit einer Weile aufgestanden war, viel Geräusch in der Stube machte, damit ihre Schwester erwache. Und kaum hatte sie es erreicht, so fragte sie: „Was

hast du gestern abend gehabt, daß zwei sich nach dir erkundigt haben?"

„Zwei? Wer denn?"

„Tonio und der Diener Mattias ‚des Ruhmreichen'! Tonio kam auf dem Weg zur Schule mit herauf; der alte Bondi hat fragen lassen, ob du dich wohl befändest, und bittet dich, ihn noch heute vormittag zu besuchen. Papa hat beide empfangen, ich ließ mich nicht sehen."

Sofia kleidete sich schweigend an.

In den wenigen Stunden des Schlafes hatte sich das Gewirr ihrer Gedanken beschwichtigt; lebhaft und beunruhigend war ihr nur das Bewußtsein des drohenden Geschickes geblieben, das über jenen zwei guten Seelen schwebte, beide arglos und in verschiedenem Sinne blind.

Giuditta erwartete eine Weile stumm, daß ihre Schwester etwas äußere; da es nicht geschah, drang sie in Sofia: „Ich dächte, du könntest deiner Schwester wohl antworten."

„Verzeih; was fragtest du?"

„Ich fragte, was du gestern abend gehabt hast?"

„Nichts, gar nichts! Tonio und Signor Mattia sind ganz umsonst besorgt gewesen; ich hatte ein wenig Kopfweh und ging früher als gewöhnlich nach Hause."

Giuditta merkte noch nichts, sagte aber: „Ach so — jetzt begreife ich; und als wir aus dem Konzert kamen, es war schon elf Uhr, da warst du noch auf! — Ich verstehe."

„Darf man hineinkommen, Kinder?" fragte Papa Salvi und öffnete die Thür.

„Komm nur!" antwortete Sofia und brachte ihm einen Kuß entgegen. Ungefragt wiederholte sie, daß sie am Abend Kopfweh gehabt, daß die Nacht aber alles gut gemacht habe und sie jetzt ganz wohl sei.

„Du hast keine Ahnung, was der alte Mattia von dir will, daß er dich schon am Morgen rufen läßt?"

„Möglicherweise wegen eines Briefes, der gestern abend ankam und den ich lesen mußte." Da sie sah, daß auch ihr Vater eine vertrauliche Mitteilung erwartete, beeilte sie sich, gelassen hinzuzusetzen: „Ich habe selbst nicht recht verstanden, um was es sich handelt, und dann ist es auch nicht mein Geheimnis."

Darauf verglich sie mit einem Blick die beiden Hüte, den alten und den neuen von Papa Salvi geschenkten, und setzte den alten auf.

Als sie sich entfernt hatte, um zu dem „ruhmreichen" Künstler zu gehen, sprach Giuditta, als sei sie ihrer Schwester gewiß: „Die kleine Bescheidenheit muß schon ein gut Stück vorwärts gekommen sein."

„Was willst du damit sagen? Ich verstehe dich nicht."

„Du wirst bald verstehen," und mit einem forschenden Blick auf den Künstler, welcher nicht zu den von der Kunst Unterhaltenen gehören wollte, sagte sie ruhig: „Du hast mich sogar schon verstanden."

Papa Salvi versicherte das Gegenteil, war bereit, es zu beschwören; da er aber niemals neugierig gewesen, gab er sich zufrieden, als Giuditta nichts weiter verriet.

* * *

Sofia war sich wohl bewußt, daß sie einer zwingenden Pflicht gehorchte, indem sie sich jetzt zu dem Blinden begab, aber zuweilen schien es ihr doch, als sei es die Glückseligkeit, was sie dorthin rufe; und dann ging sie langsamer, denn es war eine so große Glückseligkeit, daß ihrer kindlichen Seele fast davor bangte. O, wie klopfte ihr das Herz, als sie in die Hausflur trat, wo ihr gestern das erste verheißungsvolle Wort zugeflüstert worden!

Noch hatte sie niemand gesehen, nicht einmal der Portier war an sein Fensterchen getreten. Langsam ging sie die Treppe hinauf und blieb auf der Vorflur zögernd stehen, aber eine Thür öffnete sich, und er selbst erschien — Tito.

Er sah abgespannt aus, vielleicht von der Gemütsunruhe, vielleicht nur von einer durchwachten Nacht; denn gleich bei den ersten Worten, welche seinen Händedruck begleiteten, erschien er zwar traurig, aber seiner selbst gewiß.

„Dank," sprach er, „herzlichen Dank. Sie sind immer so gut, daß Sie mir die Kühnheit von gestern abend vergeben werden." Und da Sofia nicht sogleich antwortete, wiederholte er dringender: „Sagen Sie ja, Sie haben mir verziehen."

„Ich habe alles verziehen. Wo ist er?"

Sie mochte nicht sagen „der Papa", wie sie so oft gethan.

„Im Salon."

Das junge Mädchen wandte sich entschlossen dorthin. Tito blickte ihr nach, bis sie angeklopft hatte und eingetreten war.

„Ich wußte wohl, daß Sie sogleich kommen würden," sprach der blinde alte Herr und blieb mitten im Zimmer stehen; er hatte ein Stöckchen in der Hand, mittels dessen er

die Richtung finden und die Gegenstände erkennen konnte, wenn er durch die Gemächer gehen wollte.

Er hielt die offne Hand hin, in welche das junge Mädchen die ihre legte.

„Setzen wir uns. Sie werden sich kaum vorstellen, wie unbescheiden ein alter Blinder sein kann, der in eine schöne Seele wie die Ihrige geblickt, ja recht eigentlich geblickt hat. Aber es handelt sich darum, ein gutes Werk zu thun, und mir ist, als könne niemand andres als Sie mir dabei helfen."

Diese Einleitung gab Sofias beunruhigtem Herzen einige Fassung, und ohne noch zu wissen, wovon die Rede sei, erwiderte sie: „Ich danke Ihnen."

„Sie haben gestern den Brief der Komödiantin gelesen. Ich habe lange mit Tito gesprochen und ihn ohne Mühe überzeugt, daß er nicht das Opfer einer trügerischen Pflicht werden darf. Mein Sohn ist seiner Zukunft noch viel schuldig und darf sie nicht eines Gewissensskrupels wegen verschleudern; ich will, daß er seiner Zeit Gatte und Vater, will, daß er glücklich werde."

Sofia antwortete nicht, und der Blinde fuhr langsam fort: „Aber, was mein Sohn nicht thun kann, das werde ich selbst thun; ich werde der Vater dieses schuldlosen Geschöpfes sein."

„Sie?"

„Ich, ich selbst. Vielleicht, wenn diese Frau ihre Komödie scheitern sieht, entsagt sie dem Gedanken, ihr Kind fortzugeben; aber ist sie wirklich entschlossen, es mir zu überlassen, so nehme ich es, so wahr ich zu Ihnen spreche."

Sofia gab ein leises Zeichen ihrer Bewunderung.

„Loben Sie mich nicht zu sehr; glauben Sie nicht einmal, daß ich besonders großmütig handle — ganz im Gegenteil vielleicht — wenn Sie meine Großmut recht betrachten, werden Sie ein wenig Selbstsucht darin finden. Ihnen kann ich alles sagen. Ich fürchte, daß diese Frau den gemachten Vorschlag bereut und den meinigen nicht annehmen will — dann Lebewohl ‚meiner Zukunft'. Denn wenn die Mutter sich für das Fortgeben ihres Kindes entscheidet, so habe auch ich eine Zukunft."

Sofia drückte schweigend die Hand des Blinden.

Mattia fuhr fort: „Sie werden mir sagen: Was kann ich dabei thun? Ich will es Ihnen klar machen: kommen Sie zu meiner Kleinen, vertreten Sie Mutterstelle bei ihr. Wollen Sie? Antworten Sie mir nicht sogleich; überlegen Sie es."

Aber Sofia überlegte nicht einmal; sie wußte, daß alles Nachdenken nicht ein Wort an der Antwort ändern könne, welche das Mitleid ihr schon ins Herz gegraben hatte.

„Ich bin bereit dazu," sprach sie gelassen.

Als sie dies Versprechen gegeben hatte, wollte sie alle Folgen desselben für sich und die Ihrigen überdenken; aber der Blinde wiederholte, wie um ihr keine Zeit zum Bereuen zu lassen, dreimal: „Dank!"

„O, wie danke ich dem Himmel! Das Licht meiner Augen habe ich wiedergefunden! Nun hören Sie also, wie ich es zu machen denke. Vor allem muß Tito verreisen und sich ein wenig Bewegung im Freien machen, auf den Alpen oder am Meeresstrand, wo er es vorzieht, so daß ihn nicht die Versuchung überkommt, sie zu sehen — ich meine jenes unselige Weib, das ihm schon einmal den Kopf verdreht hat. Allerdings fühlt er sich sicher, daß sie ihm nichts mehr anhaben könne — aber man weiß nie. . . . Sobald Tito fort ist, schreibe ich dieser Komödiantin einen Brief, den ich mir schon ausgesonnen habe. Wollen Sie ihn hören?"

„Bitte, sagen Sie mir den Inhalt."

„Oder vielmehr, ich diktiere und Sie schreiben. Thun Sie mir den Gefallen; der Hand meines Sohnes dürfte ich mich nicht bedienen, weil diese Frau seine Schriftzüge kennt. Wollen wir uns daran machen?"

Das junge Mädchen nahm die Hand des Blinden und führte ihn zum Schreibtisch.

„Ich darf also diktieren?"

„Haben Sie die Güte."

„Signora!

„Den Brief, welchen Sie an Tito geschrieben, hat er seinem blinden Vater übergeben, und der Vater ist es, welcher Ihnen antwortet. Ich weiß, daß mein Sohn einst die von Ihnen erwähnten Worte geschrieben; weiß auch, daß er Sie angefleht, ihm ein Recht zu gewähren, das ihn damals vollkommen glücklich gemacht hätte. Sie antworteten zuerst nicht und lehnten schließlich ab. Jetzt, wo die Wunde meines Tito völlig geheilt ist, darf ich ihm entschieden sagen: Ich will nicht, daß du eine unwahre Pflicht übernimmst; du hast Anspruch an deinen Anteil Sonnenschein im Leben, und die Zukunft lächelt dir noch; du wirst ausschließlich Vater sein für die Kinder derjenigen Frau, welche dich durch ihre Liebe beglücken wird.

„Aber wenn Sie wirklich so unglücklich sind, wie Sie sagen, wenn Sie in der That alles verloren haben, wenn Sie keine andre Rettung sehen, als Ihr Kind einem Manne von Herz anzuvertrauen, so werde ich es aufnehmen.

„Die Kleine wird in mir einen Erzieher finden, und wenn sie, wie ich mir gern einbilden möchte, einigermaßen gut geartet und anhänglich ist, auch einen Freund, was zuweilen besser ist als ein Vater.

„Bringen Sie mir das Kind gegen Mittag; ich erwarte Sie."

„Seien Sie so gut und lesen Sie das Geschriebene durch, Sofia."

Sofia las es laut, damit der Blinde überlege, ob noch etwas hinzuzufügen wäre.

„Mich dünkt, das wäre alles. Was meinen Sie?"

„Wenn diese Frau die Wahrheit gesagt hat, so wird sie nicht kommen, sondern abermals schreiben."

„Weshalb?"

„Weil in ihrem Briefe steht: ‚Besonders suche nicht, mich zu sehen — ich habe alles verloren, was mir Deine Liebe gewann'."

Ach, hätte Mattia das Erröten gesehen, welches das Antlitz des guten Kindes überzog!

„Daran habe ich auch schon gedacht; es wäre ja möglich, daß sie entstellt ist und sich dessen schämt — es wäre möglich. Aber es kann auch ein Bühnenkniff sein. Und schriebe ich, daß mein Sohn sich entfernt, um nicht mit ihr zusammenzutreffen, so würde es mir scheinen, als nährte ich ihre Eitelkeit, anstatt sie nur zu beruhigen. Und dann . . ."

„Und dann?"

„Und wenn hingegen die Primadonna eine Komödienszene aufführen will, so wird sie nicht mehr kommen, sobald sie weiß, daß sie den Inhaber der Hauptrolle nicht findet. Sie hat gewiß einen Akt, mehrere, viele Akte im Vorrat für uns; nun liegt es aber uns allen am Herzen, die Katastrophe zu beschleunigen und ein Ende zu machen."

„Gewiß, gewiß!" sprach Sofia leise.

Aber in dem Ausdruck, mit welchem sie es sagte, fand der Blinde noch einen Rest von Unsicherheit.

„Sie sind nicht überzeugt? Sie glauben wirklich, daß die Signora Cesira häßlich wie die Nacht geworden ist?"

„Nun — ich weiß nicht.“

Ja, sie glaubte es wirklich; sie vermochte nicht zu sagen, weshalb, aber es dünkte sie doch, daß die unglückliche Frau . . .

„Es mag eine Wirkung meiner Blindheit sein, aber ich beharre bei meiner ersten Anschauung von den Dingen. Es mag jedoch sein, wie Sie sagen. Sollen wir also hinzusetzen, daß Tito abwesend ist?“

Sofia antwortete nicht; sie dachte noch darüber nach, aber bevor sie etwas erwidert hatte, sagte Mattia:

„Schreiben Sie noch dies: ‚Ich bin blind, mein Sohn ist in Geschäften abwesend, Sie können also ohne Bedenken kommen, es wird Sie niemand sehen.‘ Ist es so gut?“

„O gewiß!“ antwortete Sofia.

„Nun sehen Sie einmal zu, wie ich noch schreiben kann,“ sagte der Blinde, indem er die Hand auf das Blatt stützte. „Ich verwische doch nichts? Nein. Nun sehen Sie her.“

„Mattia Bondi!“ las Sofia. „Ganz vortrefflich!“

„Es ist deutlich geschrieben? Gut zu lesen? Ein bißchen schief vielleicht?“

„Nein, nein; kaum ein ganz klein wenig.“

Und der alte Künstler freute sich kindlich, daß er seinen Namen zwar ein wenig schief, aber leserlich geschrieben hatte.

Als Sofia wieder durch das Vorzimmer kam, um nach Hause zu gehen, trat ihr Tito, der sie erwartet hatte, entgegen.

„Dank,“ sprach auch er, „innigen Dank. Ich weiß, welche Antwort Sie meinem Vater gegeben haben.“

Das junge Mädchen fragte mit trübem Lächeln: „Woher wissen Sie das?“

„Ich weiß es, weil ich Sie ansehe. Ich weiß es, weil ich seit lange gelernt habe, in Ihrer Seele zu lesen. Also Sie werden kommen?“

Sofia antwortete nicht sogleich, sie ließ ihren Gefühlen Zeit, sich zu sammeln, und sprach dann einfach: „Ich gehe nach Hause, um es meinem Vater zu sagen, dann komme ich.“

„Glauben Sie nicht, daß Papa Salvi Einwendungen machen wird?“

„Hoffentlich nicht.“

Das Mädchen ging die Treppe hinab und durch den Hausflur, ohne nach dem jungen Mann oben zurückzublicken.

* * *

Sofia war auf ihrem Posten. Man konnte sagen, es sei alles vorbereitet, um die leidende Kleine aufzunehmen;

sie sollte gegen Mittag kommen, und um diese Zeit würde Tito die ernsten Formen der Berge um den Lago di Lecco, die Grigna, den Barro, den San Martino begrüßen.

Geschäftig hin und her gehend, nahm Sofia Besitz von ihrem neuen, hellen, freundlichen Heim, während der Alte im Dunkel umherwanderte und alle Augenblicke vor der Pendeluhr stehen blieb, um die Sekundenschläge zu zählen.

Sofia hatte ihn schon mehrmals in dieser Stellung gefunden, als sie ihm sagte: „Es wird sogleich zwölf Uhr schlagen, hören Sie."

Mattia wartete nicht einmal die zwölf Schläge ab, sondern sprach schon beim Ausheben entmutigt: „Ich wußte, daß sie nicht kommen würde."

Aber in dem Moment brachte Tomaso einen Brief.

„Setzen wir uns, um ihn zu lesen," bat Mattia, der nichts Gutes mehr hoffte.

Und Sofia setzte sich ihm gegenüber und las:

„Großmütiger Mann! Verzeihen Sie einer Unglücklichen, daß sie sich nicht zu der angegebenen Stunde einstellt; sie wird die Kleine am Abend zu Ihnen begleiten. Wenn die zur Straße führende Gartenthür offen ist, so wird Bianca durch diese eintreten. O, könnte die arme Mutter die Hand küssen, welche ihr Kind beschützen will! Aber sie würde sterben vor Beschämung. Dank, Dank, Dank!

Cesira."

„Nun wohl, warten wir denn abermals," sprach Mattia, und nach einer Pause: „Und Sie, Sofia, was sagen Sie?"

So befragt, erwiderte das junge Mädchen, daß sie dies erwartet habe.

„Erwartet, was?"

„Daß diese Frau nicht am hellen Tage würde kommen wollen. Da wäre sie gesehen worden, und die Blindheit des großmütigen Mannes sicherte sie nicht vor andern Augen."

„Es kann wohl sein," wiederholte Mattia.

Die Musik, das Diner, die Lektüre halfen über die Stunden dieses Maitages hinweg. Lange, bevor es dämmerte, ging der Blinde, von Sofia geleitet, in den Garten. Sie wanderten eine Weile schweigend umher; wiederholt fragte Mattia, ob die Sonne noch über dem Horizont sei, und wurde ungeduldig über das Geschwätz der Sperlinge in dem alten Kastanienbaum. Endlich ward das Gezwitscher der munteren

Stimmchen schwächer und verstummte, als die Amsel ihre erste schwermütig gedehnte Frage in den Abendwind hineinrief.

Nun nahm Mattia Sofias Hand, und sie gingen bis zu der Pforte, welche in das einsame Gärtchen führte. Das junge Mädchen konnte den Riegel nicht zurückziehen, und der Blinde sagte mit einem leisen Zittern der Erregung: „Ich bin noch immer stärker als Sie."

Als die Thür geöffnet war, sah Sofia in die Straße hinaus.

„Es ist niemand da," sprach sie.

Beide ließen sich auf eine nahe Bank nieder. Die Sonne war nun wirklich untergegangen. Die Umrisse der Häuser wurden undeutlich, und immer noch hörte man den fragenden Ton der Amsel durch die tiefe Stille.

Da trat ein kleines Mädchen in die schmale Oeffnung der angelehnten Thür, blickte umher, that einige unsichere Schritte vorwärts, als gehorche sie einem Zureden von der Straße her, dann blieb sie stehen und drehte sich um.

Der Blinde fühlte Sofias Hand in der seinigen zittern, erriet das übrige, und indem er schnell aufstand und sich der Thür zuwendete, sprach er liebevoll: „Bianca!"

Als die Kleine sich beim Namen rufen hörte, kam sie zurück, und nun rief Mattia mit lauter Stimme: „Cesira!"

Die unglückliche Mutter zeigte sich. Sie hatte den Kopf auf die Brust geneigt, und ein dichter Schleier verbarg ihr Gesicht; ihre Hände ruhten auf den Schultern der Kleinen, die unbefangen zu ihr aufsah.

„Cesira!" wiederholte Mattia.

„Ich bin hier."

„Geben Sie mir die Hand," fuhr der Blinde fort, „dann wird mir sein, als ob ich Sie sähe."

Cesira zuckte bei diesen Worten zusammen, und als sie in einiger Entfernung Sofia erblickte, machte sie eine Bewegung, als wolle sie fliehen; dann aber begnügte sie sich, den schwarzen Schleier dichter vorzuziehen, und reichte die eine Hand dar, während sie mit der andern ihre Tochter festhielt, wie um diese oder sich zu verteidigen. Sofia bemerkte, daß alles dies mit theatralischen Gebärden geschah, und auch, daß die Kleine fortwährend neugierig umherblickte.

Der Blinde war tief bewegt, als er die Hand dieser Frau drückte, welche eine große Glückseligkeit hätte bereiten können, und es nicht gewollt hatte. Er sprach voller Wohl-

wollen zu ihr: „Sie schrieben mir von einem Unglück, sagten aber nicht, worin es besteht. Wenn Sie es mir mitteilen möchten und sich vielleicht eine Abhilfe fände . . .“

Der Blinde wartete auf ein Wort, das nicht kam.

„Möchten Sie es mir nicht sagen?“

Er wartete wieder; dann ließ er die Hand der Mutter los und suchte das Gesicht des Kindes, dessen Atem er fühlte.

„Also, wir sind einig,“ sprach er mit verändertem Tone, „ich nehme das Kind.“

Bei diesen Worten zog er das Köpfchen sanft zu sich heran, bis er es an seine Kniee gelehnt fühlte; die Mutter hauchte einen langen Seufzer; das kleine Mädchen betrachtete immer noch neugierig bald den Mann mit dem weißen Bart, bald die vom schwarzen Schleier verhüllte Mama.

„Ach, wie unglücklich bin ich!“ murmelte Cesira.

„O ja, sehr!“ bestätigte Mattia. „Es ist das Schwerste, was Sie treffen konnte — dem eignen Kinde entsagen zu wollen.“

„Entsagen nicht,“ unterbrach ihn Cesira mit dramatischem Ausdruck, „meine Tochter, mein eignes Blut, gehört mir auch ferner; ich hoffe, Sie werden mir zugestehen, sie einst wiederzusehen, sie immer zu lieben, und werden dem unschuldigen Geschöpfchen sagen, es solle die Mama nicht vergessen, ihr stets gut bleiben, sie erwarten, weil sie bald, bald kommen wird.“

Diese letzten Worte wurden nur gemurmelt; schließlich, von ihrer Bewegung überwältigt, weinte die Komödiantin. Sie weinte wirklich.

Das kleine Ding, welches diese Szene sehr amüsierte, lachte.

Mattia schwieg, nicht weil er dieser theatralischen Mutterzärtlichkeit Glauben schenkte, sondern weil das Komödienspiel, wenn es das war, auch auf ihn Eindruck machte und ihm die Worte raubte.

„Seien Sie dessen eingedenk, daß Ihre Tochter in den Händen eines Mannes von Herz ist,“ sprach er dann eindringlich, „und wenn ich etwas zu Ihrer Erleichterung thun kann — so wenden Sie sich sofort an mich.“

Cesira küßte die Hand des Blinden, darauf schloß sie das Kind mit wilder Verzweiflung in die Arme.

„Du wirst an deine Mama denken, nicht wahr? Sage, wirst du an sie denken? Mamachen kommt bald wieder, siehst du, bald, bald! Und ich werde diesem lieben Herrn schreiben, und auch an dich.“

„Einen Brief, der ganz vollgeschrieben ist und zugeklebt, und mit einer Postmarke darauf?“ begehrte das kleine Mädchen zu wissen.

„Ja, ja, ja.“

Nach diesen Worten blickte sie schweigend umher, als wolle sie den Ort und diese Stunde sich recht einprägen. Ihr Blick fiel auf Sofia, die sich während der Zeit entfernt gehalten hatte.

„Ich lege sie auch Ihnen ans Herz.“

Und sie eilte nach dem Pförtchen, wo sie einen Augenblick verweilte, ohne sich umzuwenden.

„Ist sie fort?“ fragte Mattia, der mit zitternder Hand Biancas Köpfchen streichelte.

„Lebe wohl!“ rief zum letztenmal Cesira und warf dem Kinde noch einen Kuß zu.

„Sie ist fortgegangen,“ sagte Sofia.

Jetzt befühlte der Blinde das Gesicht der Kleinen, um sich zu versichern, daß sie nicht weine, und sprach zu ihr: „Mein Töchterchen, die Mama hat nur gescherzt — aber sie kommt wieder — das weißt du doch?“

„Jawohl, das weiß ich.“

„Und nun mußt du nicht mehr weinen.“

Das Mädchen erhob ihr schönes lachendes Gesichtchen zu ihm. „O jetzt weine ich nicht mehr; auf dem Theater that ich's oft, wenn der schwarze Mann mein Mamachen schalt. Mamachen lag noch auf den Knieen und sagte zu mir: ‚Geh und weine auch recht schön‘; es war wunderhübsch, die Leute klaschten, und ich machte eine Verbeugung.“

Der Blinde lauschte den arglosen Worten, es war ihm, als sei dies Stimmchen schon früher in ihm erklungen, gleich der alten Musik Cimarosas und Rossinis. Es war eine sanfte, biegsame Stimme, von langen Atemzügen unterbrochen. Er konnte sich aber nicht zurückrufen, wo und wann er diesen Tonfall und diesen Klang gehört. Die eine Hand um das Köpfchen des Kindes gelegt, rief der Blinde leise: „Sofia?“

„Hier bin ich.“

„Gehen wir ins Haus zurück, wollen Sie?“

„Und bleibt die Gartenthür offen?“

„Es ist wahr; thun Sie mir den Gefallen, sie zu schließen.“

Das kleine Mädchen sah den Riegel vorschieben und wollte wissen, wie nun Mamachen wiederkommen könne.

„Sie wird durch eine andre Thür gehen,“ antwortete Sofia.

Auf dem kurzen Wege durch die Allee beobachtete Bianca, daß der Alte die Stämme der Akazienreihe mit dem Stock berührte.

„Warum thust du das?"

„Weil er nicht sehen kann," antwortete Sofia und liebkoste ihr Gesichtchen.

„Weil ich blind bin," sagte der Greis.

Bianca erhob das kluge Köpfchen zu ihrem neuen Freunde, und eine mitleidsvolle Neugier leuchtete in ihren Augen auf.

Aber seinerseits hatte auch Mattia, der die Kleine nicht von der Hand ließ, Biancas unsicheren und ein wenig hinkenden Schritt bemerkt.

Als sie im Salon waren und der alte Herr auf dem Sofa saß, sprach er: „Nun laß dich betrachten, komm hierher, zwischen meine Kniee. So."

Nachdem er die Hände, die Arme und die schmal gebaute Brust der neuen Tochter betastet hatte, wiederholte Mattia, nun wolle er sie sich gründlich ansehen.

„Hier wollen wir anfangen," verkündete er scherzend, und die Kleine lachte laut, als sie ihre Nase erfaßt fühlte.

Es war wie eine langdauernde Liebkosung; die leichte Hand des großen Künstlers glitt über Biancas Augen, Stirn, Ohren und Wangen und berührte nochmals, was ihm nicht deutlich geworden war. Dann drang sie geschickt in die blonde Lockenfülle und drückte schließlich den noch immer lachenden Kopf an seine Brust.

Sofia sah wehmütig zu.

„Nun ich dich recht angeschaut habe, sollst du auch wissen, wer ich bin. Ich bin der Papa."

„Der Papa?" fragte ungläubig die Kleine.

„Ja, der Papa. Ist dir nie vom Papa erzählt worden?"

„Mamachen hat mir gesagt, es sei ein schöner Mann."

„Und da findest du, ich sei nicht schön?"

„O doch, du bist es auch, aber du bist alt."

„Meinst du? Und warum komme ich dir so alt vor? Sieh nur, wie viel Haar ich noch habe, ebensoviel wie du."

„Ja, aber deins ist weiß, und dann, sieh, du bist hier nicht so glatt wie die, welche nicht alt sind."

Mattia schien darüber nachzudenken, aber endlich ergab er sich, und Bianca, vergnügt, daß sie ihn überzeugt hatte, rief triumphierend: „Nun, da siehst du's!"

„Ja, ja, ich gebe es zu, ich bin ein alter Papa, bin

nicht mehr glatt von Gesicht; aber du mußt doch den alten Papa lieb haben. Nicht wahr?"

Zerstreut antwortete das Kind: „Ei gewiß!" Sie hatte die Augen auf Sofia gerichtet, die sie voll Güte ansah.

„Du, wie heißt du?"

Das junge Mädchen küßte ihr Mund, Augen und Stirn mit einer innigen Zärtlichkeit, von der sie nicht wußte, woher sie ihr gekommen, dann antwortete sie: „Ich heiße Sofia und bin dir sehr gut."

Bianca entgegnete gelassen, daß auch sie ihr recht gut sei.

Mattia fuhr in dem begonnenen Examen fort: „Nun sprich, sage mir etwas."

„Was soll ich dir sagen?"

„Erzähle mir von dem Orte, wo du gewesen bist, erzähle, was du auf dem Theater gemacht hast."

Bianca gehorchte. Sie sprach von der hübschen Mama, von der Bühne, wo sie so viele Rollen gespielt hatte, als sie noch gesund war. Das war so schön! Aber dann war ihr Bein krank geworden, und sie konnte nicht mehr spielen, weil sie ein wenig hinkte. Hatte Mattia es nicht bemerkt? Ja, gewiß, er konnte es nur nicht sehen! Doch Sofia, die hatte es wohl bemerkt; sie trug auch unter dem einen Stiefelchen einen höheren Absatz, aber etwas hinkte sie dennoch. Also, als sie gesund war, gab sie viele Rollen, und die Leute riefen „bravo!" und einmal bekam sie sogar Zuckerwerk und eine große, große Puppe geschenkt.

„Was willst du sonst noch wissen? Ich habe dir alles gesagt. Ach so, von meiner Mama."

Und ohne Zögern sprach Bianca von der schönen Mama; sie schelte ihre Bianka nie, habe aber so viel zu thun, die Rollen auswendig zu lernen, und dann die Proben mitzumachen und dann zu spielen — seit einiger Zeit sei sie verstimmt, vielleicht, weil sie den Husten hatte.

„Bist du es denn nicht, die Husten hat?"

„Früher war ich es, aber jetzt nicht mehr."

Mattia wollte seine Fragen nicht fortsetzen, um ihre Unschuld nicht zu mißbrauchen. Er ließ sie noch eine Weile weiterplaudern, bis sie mehrmals durch Gähnen unterbrochen wurde.

Nun fragte Sofia die Kleine: „Bist du müde?"

„Ja, ein wenig."

„Soll ich dich zu Bett bringen?"

„Nein, ich warte auf Mama, sie hat versprochen, bald wiederzukommen."

„Mama ist nach dem Theater gegangen, sie kommt erst spät zurück; zu Hause legte Mamachen dich gewiß immer um diese Zeit schlafen, wenn sie zur Aufführung ging."

„Wohl! Aber erst, seit Bianca krank gewesen, früher nicht, denn da spielte auch sie."

So schwatzte sie noch eine Zeitlang abgebrochen, bis der Schlaf sie zwischen den Knieen des Blinden völlig übermannte.

„Armer kleiner Engel!" sprach Mattia leise, als er die ruhigen Atemzüge der Kleinen hörte. „Sie, Sofia, was sagen Sie?"

„Armes Engelchen!" bestätigte das junge Mädchen.

Eine Weile schwiegen sie; dann wollte der alte Herr wissen, ob das Kind — schön sei.

„Und wie! In der That ein süßes Geschöpfchen."

„Lockig, nicht wahr?"

Sofia bejahte es.

„Sie ist blond?"

Das junge Mädchen bejahte auch das.

„Sie hat ein Stumpfnäschen, eine freie Stirn, zwei Grubchen in den Backen, kleine Ohren — ich weiß es genau. Aber ich möchte wissen . . ."

„Ob sie ihm gleicht?" unterbrach Sofia ihn mit zärtlicher Teilnahme. „Sie ist sein ganzes Abbild."

Mattia sagte nichts, aber ihm zitterte die Hand, als er Haar und Stirn des kleinen unschuldigen Wesens streichelte. Es war die erste großväterliche Liebkosung, und Sofia sah schweigend zu, bis der Blinde sprach: „Tito sollte hier sein, und ich habe ihn fortgeschickt."

Sofia schwieg noch immer, um ihren Gedanken nicht zu äußern, welcher besser aus dem Munde des Alten kam, nachdem er vergebens auf Antwort gewartet.

„Er hätte mir nicht gehorchen sollen; seine Stelle war zu dieser Stunde hier, und nicht am Lago di Lecco."

„Sie erwacht," sagte Sofia, „ich will sie lieber schlafen legen."

Sie nahm Bianca auf den Arm und sprach ihr zu: „Wir bringen das Kindchen zu Bett."

„Mamachen," murmelte Bianca, „wo ist Mama?"

„Mama kommt, wenn das Theater aus ist."

Während sie durch die Zimmer gingen, Sofia mit ihrer kleinen Last, der Blinde tastend hinterher, schlief Bianca

weiter; aber sie ermunterte sich völlig, als sie in dem Stübchen waren, welches hinfort das Nestchen der beiden sein sollte. Nun sprach sie zu Sofia: „Hier ist es schön! Schläfst du neben mir? Aber du, warum gehst du nicht?“

„Du schickst mich fort,“ sagte der alte Herr, „du möchtest dich nicht in meiner Gegenwart auskleiden lassen, nicht wahr? Aber ich bin blind.“

„Kannst du auch wirklich nichts sehen?“ fragte das Kind.

„Gar nichts!“

Es fiel Bianca ein, daß sie ihr Gebet noch nicht gesprochen hatte, und neben dem Bett niederknieend, sprach sie laut: „Herr, der du im Himmel bist, leite mich auf guten Wegen, damit ich zu dir komme; segne die Mama, den Papa und alle unsre Freunde.“

Darauf ließ sie sich von Sofia weiter auskleiden und streckte sich in ihr Bettchen.

„Gib mir einen Kuß,“ bat sie Sofia.

„Und willst du von mir einen Kuß?“ fragte der Großvater.

„Auch von dir. Wenn Mamachen nach Hause kommt, so vergiß nicht, ihr zu sagen, daß ich artig gewesen bin.“

Wenige Minuten später lag das Kind in sanftem Schlummer.

Mattia sprach vor sich hin: „Ich habe unrecht gethan, ihn fortzuschicken. Hier war seine Stelle, eben hier.“ Nach einer Pause sagte er zu Sofia: „Morgen thun Sie mir den Gefallen, ihm zu schreiben, daß sein Vater ihn zurückerwartet — daß seine Tochter ihn erwartet. Wollen Sie so gütig sein?“

Noch ehe Sofia antworten konnte, setzte der Blinde mit gedämpfter Stimme hinzu: „Schade um das kleine Bein! Konnten Sie sehen, worin das Uebel besteht? Glauben Sie nicht, daß es heilbar ist?“

Sofia setzte auseinander, das rechte Bein sei zwar wohlgebildet, scheine aber im Vergleich zu dem andern, etwas geschwächt zu sein, und deshalb sei der Gang des Kindes ein wenig unsicher.

Diese Erklärung befriedigte den Blinden nicht recht.

„Ach, könnte ich es nur selbst sehen!“ seufzte er. „Aber wer weiß, ob nicht durch gymnastische Uebungen — morgen werde ich den Arzt kommen lassen, der meine Lähmung geheilt hat.“

So verweilten sie am Bett des kleinen Mädchens bis in die Nacht hinein. Mattia sagte zuerst: „Ich gehe schlafen, auch Sie werden der Ruhe bedürfen. Gute Nacht.“

„Ich begleite Sie," sprach Sofia und legte ihre Hand in die des Blinden.

„Gehen Sie nicht fort, Bianca könnte erwachen. Nur möchte ich einen Kuß haben — geben Sie ihn mir."

Sofia erhob sich auf den Fußspitzen, um den alten Herrn auf die Wange zu küssen, und befriedigt ging Mattia geradeswegs auf die Thüre zu, welche er geräuschlos öffnete.

„Gute Nacht," sprach er noch einmal.

Das junge Mädchen wollte ihm in der Zerstreuung hinausleuchten, aber kaum war sie in den langen Flur getreten, so erblickte sie in einer Ecke sitzend — wen? Tito. Er winkte ihr, still zu sein; inzwischen fand Mattia mit Hilfe seines Stockes ohne Anstoß seinen Weg. Als der Blinde in sein Zimmer getreten war, erhob sich Tito und eilte auf Sofia zu.

„Lassen Sie mich Bianca sehen," sprach er.

* * *

„Wo ist mein schönes Mamachen?" hatte Bianca beim Erwachen gefragt, und mehrere Tage hindurch mischte sich diese Frage ab und zu wieder in ihr Geplauder, aber weder angstvoll noch aus einem Gefühl der Verlassenheit.

Und jedesmal hatte Sofia eine Antwort bereit, aus Furcht, dem kleinen Schlaukopf könne Mattias und Titos zu beharrliches Schweigen auffallen. Sie erwiderte: „Mamachen kommt bald; sie hat sagen lassen, daß es ihr gut geht, daß sie sich amüsiert und zufrieden ist, und sie will wissen, ob auch du vergnügt bist."

„Und was hast du ihr geanwortet? Daß ich gesund bin, mein Husten nicht wiedergekommen ist, und wie gern ich hier bei euch bin, mit dir als Tante, und diesem als Papa, und dem da als Großpapa — daß ich ein artiges Kind bin."

„Das alles."

Und die Tante, darauf der Papa und zuletzt der Großpapa, herzten das verständige Köpfchen. Wie die Kleine sagte, hatten sich alle schnell mit ihrer Rolle vertraut gemacht. Sofia gestand sich, wie glücklich sie sich in der Beschäftigung mit ihren neuen Pflichten fühlte, die den Andrang der Gedanken von ihrem Gemüt abhielten; Mattia, obgleich blind und durch sein Alter und sein Mißgeschick beeinträchtigt, that es in seiner Großvaterrolle den Jüngeren und Gesünderen zuvor. Nur aus seinem Munde kamen die wunderbaren

Erdichtungen, bei denen das Kind die Augen so weit aufthat; und Aufgabe des Papas war es dann, das in der Phantasie erregte Staunen durch eine natürliche und wahrheitsgemäße Erklärung aufzuheben, welche die Urteilskraft heranbildete.

Was das Herzchen anbetraf, da hätte die Tante allein genügt. Hielt sie es nicht für ihre Aufgabe auf Erden, den Leidenden und vom Schmerz Bedrohten ihre Liebe entgegenzubringen?

Diese Frage hatte Tito eines Tages mit leiser Stimme aufgestellt, während der Großpapa die Kleine auf dem Schoß hatte und ihr den Kopf mit all den wunderbaren Dingen erfüllte, welche sie später miteinander ausführen würden, wann das Enkelchen sechzehn Jahre und der Großpapa von seiner Blindheit geheilt sein würde.

Sofia heftete die Augen auf das Gesicht des jungen Mannes. Sie sprach kein Wort. Aber in Titos Seele blieb eine Verwirrung zurück, welche er sich nicht erklären konnte; als läge in diesen ruhig heiteren aber bittenden Augen eine Aufforderung. Welche? Er sann vergebens darüber nach; aber diese Forschung führte ihn zu einem aufmerksamen Blick in sein eignes Ich.

Ihn dünkte, daß Cesiras Tochter ihm eine Pflicht auferlege, ohne ihm eine volle Gegengabe zu gewähren, und eines Abends sprach er mit Bitterkeit, während die Kleine auf des Großvaters Knieen schlief: „Für dich, Papa, für Sie, Sofia, ist es leicht, das gute Kind lieb zu haben; es ist nicht euer; ihr seid beide durch das Mitleid beeinflußt; aber mir, nein, mir ist es nichts Leichtes, das sage ich euch. Wann ich mich versucht fühle, es innig zu lieben, dann hält mich etwas zurück; und das ist — ihr würdet es nie erraten — der Gedanke, daß es möglicherweise meine Tochter ist."

„Es ist deine," bekräftigte Mattia; „ich sage dir, daß sie dein ist. Sagen Sie ihm, Sofia, sagen Sie ihm, ob es nicht seine Tochter ist."

„Sie ist sein ganzes Ebenbild," sagte errötend das junge Mädchen; „sie hat dieselbe Stirn, sie blickt ebenso umher, und wenn sie lächelt, dann thut sie es gerade so, wie Sie jetzt eben . . ."

Tito suchte vergebens in diesen Worten eine verborgene Empfindung zu erraten.

Sie blickten stumm in die Zukunft, bis Mattia sprach:

„Jedoch wir dürfen sie nicht zu lieb gewinnen, das rät uns die Klugheit.“

Die kluge Vorsicht riet auch, leise zu sprechen und die Haare der Kleinen so leicht zu streicheln, daß sie nicht erwache.

Sofia und Tito warfen sich einen flüchtigen Blick zu.

„Weshalb?“ fragte das junge Mädchen.

„Weil ich Furcht vor der Mutter habe, weil wir nicht wissen, was diese Frau bezweckt, weil sie möglicherweise in Mailand geblieben ist, um die Entwickelung ihrer Komödie abzuwarten, weil Gefahr da ist, daß sie uns früher oder später wieder gegenübertritt, um ihre Tochter zurückzufordern. Deshalb dürfen wir sie nicht zu lieb haben.“

Dieser Gedanke war schon in allen aufgeblitzt.

Sofia blickte sinnend Tito an, der einzig und allein nach ihrer Meinung die Drohung abschwächen konnte, welche aus dem Munde des Blinden sprach. Aber der junge Mann widersprach nicht offen und sofort. Erst als er sich von dem forschenden Blick des Mädchens durchdrungen fühlte, begann er nach kurzem Schweigen zu dem Alten: „Ich habe dir nicht alles gesagt, Papa. Als du mich damals am Ufer des Lecco glaubtest und ich hingegen in eurer Nähe geblieben war, that ich das nicht allein, um die Kleine, sondern auch, um die Mutter zu sehen.“

„Cesira!“ murmelte kopfschüttelnd der Greis.

„Ja. Ich wollte sie sehen, ohne gesehen zu werden, um mit Nachdruck erklären zu können, daß Cesira für mich nicht mehr da ist, daß meine Leidenschaft am Schmerz gestorben ist. Und ich hoffte, sie würde wunderschön sein, schöner noch als einst, damit ich dir sagen könnte, daß ihre Schönheit mich gleichgültig gelassen hat.“

Er sprach langsam und mit dumpfer Stimme, ohne sich einmal Sofia zuzuwenden.

„Und hast du sie gesehen?“ fragte Mattia.

„Ich sah eine verschleierte Frau kommen, mit ihrer Kleinen, die etwas hinkte; sie näherten sich der Gartenpforte, die Kleine trat ein, die Mutter blieb draußen, dann ging auch sie hinein; ich hielt mich hinter einem der Bäume auf dem Wall verborgen. Nach einiger Zeit kam Cesira allein zurück. Aber ich konnte ihr Gesicht nicht sehen. Sagt mir, daß sie noch schön ist . . .“

Sofia war die einzige, welche darauf hätte antworten

können, aber sie fürchtete, ihre Stimme möchte ihren innersten Gedanken verraten. Statt ihrer antwortete der Blinde: „Auch Sofia hat ihr Gesicht nicht gesehen; ich wollte die Wahrheit durch diesen kleinen Engel erfahren und fragte, ob die Mama schön sei, ob sie nicht eine schwere Krankheit gehabt habe — und Bianca erwiderte stets, ja, die Mama sei wunderschön."

„Auch mir hat sie das gesagt, aber eine Mutter ist in den Augen so einer kleinen Unschuld immer schön."

Diese dem jungen Mädchen entschlüpften Worte machten es verlegen, und den übrigen Teil des Abends sprach Sofia nicht mehr.

Nur als sie die Kleine zu Bett gebracht, der Blinde sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte und Sofia sich einen Augenblick mit dem jungen Manne allein sah, sagte sie zu ihm ohne jede Befangenheit: „Hören Sie, Signor Tito, Sie erdulden eine Strafe, die Sie eigentlich nicht verdient haben; nehmen Sie sich nicht vor, Ihr Herz dem unschuldigen Kinde zu verschließen, das nach Ihrer zärtlichen Zuneigung verlangt. Glauben Sie nicht, daß Ihr Vater recht habe, wenn er spricht . . ."

Unter Titos fest auf sie gerichtetem Blick versagte ihr das Wort.

„Was sagt mein Vater?"

„Wenn er spricht, die Klugheit rate, das arme Kind nicht zu lieb zu gewinnen, dann täuscht der alte Herr sich selbst. Er versuchte es, Bianca nur mit Maß zu lieben, ob es ihm gelingen wird?"

Tito, der fort und fort in Sofias Gesichtchen blickte, bemerkte, daß unter seinem Blick ihre Wangen sich höher färbten.

„Reden Sie."

„Mich dünkt, ich würde mich vor dem Schmerz nicht fürchten, wenn ich die Kleine so lieb hätte. Ich bin ihr schon innig gut, und Sie sind es auch, und der Großpapa auch — so wollen wir sie denn mutig weiter lieben."

Tito ergriff ihre Hand, und demütig, leise, als fürchte er, ein gewisses sprödes Empfinden zu wecken, das etwa in der Seele des guten Mädchens schlummere, sprach er: „Nun, dann helfen Sie mir, Bianca zu lieben; seien Sie meine Gefährtin, meine Gattin, mein ganzes Glück."

Es war, als ob diese gedämpft, fast angstvoll gesprochenen

Worte nur eine Fortsetzung des an jenem Abend in der Hausthür begonnenen Geständnisses seien.

Das spröde Gefühl, welches der junge Mann erraten hatte, war allerdings erwacht, aber es kam in Sofias Seele nicht zum Worte. Sie lauschte lange dieser süßen Musik, dieser gesprochenen Liebkosung.

Endlich löste sie ihre Hand sanft aus der, welche sie umschlossen hielt, und murmelte: „Dank."

Der junge Mann drang in sie: „Ein Wort noch; sagen Sie einfach: ja."

„Dank, Signor Tito," wiederholte das Mädchen, zu Boden blickend. „Aber ich bin so bewegt, lassen Sie mich nachdenken. Glauben Sie mir, ich wäre glücklich, wenn ich sogleich antworten könnte, wie Sie es wünschen; denken Sie nichts Uebles von mir, wenn ich es nicht thue. Ich bin wahrhaft stolz auf die Worte, welche Sie zu mir gesprochen haben; sie werden mir immer im Herzen klingen."

„Also! — Also!" stammelte Tito niedergeschlagen, „Sie sind also nicht sicher, mich einst noch lieben zu können — wenn Sie erst lange darüber nachdenken müssen!"

Nun blickte Sofia zu ihm auf. In ihren Augen leuchtete eine große Zärtlichkeit und tiefes Mitleid für andre, aber nicht für sich selbst.

„Lassen Sie mich überlegen," sagte sie nochmals, „seien Sie mir nicht böse, wenn ich mit der Antwort zögern sollte."

Diese ernsten Worte sagten, daß die Gedankenarbeit schon begonnen hatte.

„Ich werde warten, solange Sie wollen, aber lassen Sie mich wenigstens glauben, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin."

„Gleichgültig!" sagte Sofia, und im Ausdruck dieses Wortes lag die ganze kurze Geschichte einer Liebe, welche eine andre Liebe besiegt hatte.

Der junge Mann begehrte nichts weiter zu wissen; er ließ Sofia sich in ihr Zimmer zurückziehen, dann eilte er an das Lager des blinden Vaters, um in diesem den alten Wunsch aufs neue zu erwecken.

Drittes Kapitel.

Tito war nicht ungeduldig gewesen; er hatte versprochen zu warten, bis das junge Mädchen sich entschiede, der Kleinen eine Mutter zu werden; er aber hatte sofort angefangen, der Vater zu sein.

„Wir wollen sie mutig weiter lieben," hatte Sofia gesagt, und der junge Mann ging und verkündete inmitten der Familie der Künstler die frohe Neuigkeit, daß er ein kleines sechsjähriges Mädchen, schön wie ein Engel, in sein Haus aufgenommen habe und sie mit der Zeit zu adoptieren gedenke. Keiner dieser munteren Köpfe war über die Nachricht erstaunt. Es waren alles Leute, welche in der Liebe zur schönen Form aufgingen und an das übrige wenig dachten; es geschah nicht selten — im Gegenteil — daß die Mildthätigkeit inmitten ihrer beschränkten Mittel blühte. Auch wunderte man sich deshalb nicht mehr, weil die Neuigkeit von der kleinen Lahmen, welche in das Bondische Haus geschneit war, sich schon weit verbreitet und natürlich auch die Familie der Künstler erreicht hatte. Nur verschwieg Tito den Namen der Mutter dieser verwaisten Kleinen.

Vater und Sohn waren einig darin, daß man Sofia nicht zu sehr drängen müsse; war das Warten auch eine Pein — das gute Wesen mußte sein „Ja" mit vollem Bewußtsein, in voller Freiheit geben; und inzwischen durfte keiner auch nur ein Wort darüber fallen lassen.

Tito, der seiner gewiß war, hatte doch keinen großen Glauben an die Geduld des Alten; und vom ersten Tage an bemerkte er, daß der Blinde, mit der Kleinen auf dem Schoß und anscheinend nur mit ihr beschäftigt, sobald Sofia vorbeiging oder ein Wort sprach, ihr den Kopf zuwendete und mitten in einer Liebkosung innehielt.

Sprach dann die Tante eine Weile leise mit dem Großvater, so war Tito sehr besorgt, dem Vater möchte ein anklopfendes Wörtchen entschlüpfen. Und kaum waren sie allein, sogleich fragte er: „Was hast du ihr gesagt?"

Das ging so am ersten Tage; aber am zweiten kam seine Gemütsruhe ins Schwanken, und als sie am dritten das junge Mädchen immer ernster und schweigsamer fanden, da kamen beide überein, der Zustand sei nicht mehr zu ertragen.

„Ich werde frei heraus zu ihr sprechen, und sollte ich auch eine Dummheit damit begehen. Ach, wenn meine Augen sich noch einmal wieder öffneten! Aber du, der du sehen kannst, vermagst du ihr denn nicht ordentlich ins Gesicht zu schauen, um mir zu sagen, ob ich sprechen darf? — Wer weiß, ob sie nicht bloß darauf wartet, daß man sie fragt."

Tito blickte sie lange und oft an, ja immer, wenn er es unbemerkt thun konnte, aber er las auf dem Gesichte des Mädchens nur, daß man Gefahr liefe, die Katastrophe zu beschleunigen, wenn man spräche.

Es waren qualvolle Tage für alle, weil auch Sofias Ausdruck von einem lebhaften inneren Kampfe zeugte.

Hätte nicht die Kleine bei Tische das Gespräch ein wenig im Gange erhalten, so würde man schweigend gespeist haben. Der Abend, den man bisher in heiterem Geplauder verbrachte, wurde jetzt in schweigender Uebereinstimmung ganz der Musik gewidmet; und oft, oft sprach die Sonata appassionata zu Mattia und Tito von der Pein einer Seele, welche mit einem Gedanken ringt; bis eines Abends Bianca, die immer aufmerksam zusah, wie die Hände der Tante es machten, um den Tasten des Instrumentes so schöne Musik zu entlocken, ihre Augen zu Sofias gedankenvollem Gesicht aufschlug, darauf zum Großvater lief und ihm ganz leise sagte: „Sie weint."

Mattia erhob sich sogleich und trat neben die Spielende. Inzwischen hatte die Kleine dem Papa ihre Entdeckung wiederholt, und Tito nahm ohne weitere Ueberlegung Bianca auf den Arm und ging mit ihr ins Nebenzimmer.

Der Greis und das junge Mädchen blieben allein im Salon zurück.

Sofia hatte bemerkt, daß der Blinde neben ihr stand, daß Tito sich mit dem Kinde entfernte; sie spielte jene klagende Musik weiter bis zur letzten Note. Als sie geendet hatte, legte der Blinde die Hände auf ihre Schultern.

„Genug jetzt; kommen Sie mit mir, Sie sollen mir etwas sagen."

Er setzte sich auf das Sofa, und während er die Hände des jungen Mädchens umschlungen und den Kopf zu sich erhoben hielt, als könne er mit seinen erloschenen Augen die unschuldige Seele durchdringen, sprach er mit gedämpfter Stimme, wie um sich recht in ihr Vertrauen zu schmeicheln: „Wollen Sie es mir wohl sagen, warum Sie bei Beethovens Sonate geweint haben?"

Sofia war einen Augenblick verlegen, aber lügen konnte sie nicht.

„Ja, ich will es Ihnen sagen; mir ist sogar, als müßte ich es Ihnen aussprechen, der Sie so gut sind und Nachsicht für mich haben. Ich komme mir undankbar gegen Sie beide vor. Signor Tito hat ein Wort zu mir gesprochen, das mich bis zu ihm erhebt, und dennoch konnte ich mich noch nicht entschließen. Sie werden mich für ein stolzes, albernes Mädchen halten — nicht wahr?"

„Nein, gewiß nicht. Aber mein Sohn, der Sie innig lieb hat, ist betrübt, daß Sie ihn nicht wiederlieben."

„Ich habe ihn ja so lieb," bekannte demütig die Aermste; „doch sagen Sie ihm das nicht. Ich muß erst noch weiter darüber nachdenken — o, sagen Sie auch mir nichts; alles, was Sie mir erwidern könnten, habe ich mir selbst schon oft wiederholt. Aber ich hörte auch auf andre Worte, die in meinem Gewissen laut wurden . . ."

„Und die waren — möchten Sie es mir nicht sagen?"

Sofia drückte dem Blinden die Hand.

„Ich werde schon allein damit fertig werden," entgegnete sie; „mein Gewissen muß mir erst gestatten, so überglücklich zu sein."

„Sie ist ein seltsames Mädchen," sagte Mattia zu seinem Sohne, als die Kleine und die Tante sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatten; „sie hat Gewissensbedenken, die sie mir vorenthält; übrigens ist es sicher, daß sie dich liebt."

Tito zweifelte daran.

„Ich sage dir, sie ist dir innig zugethan; ich sage dir, sie liebt dich. Mich dünkt, das sollte dir genügen. Laß uns bis morgen warten; dann . . ."

„Dann?"

„Dann wollen wir irgend einen Schritt thun; ich denke, wir werden etwas auffinden, um sie zum Entschluß zu bringen."

Der folgende Tag verging, ohne andres zu bringen als eine noch tiefere Traurigkeit Sofias und ein Briefchen, welches Bianca der Mama zu schreiben begehrt hatte.

Die Kleine las es vor, ehe es abgeschickt würde. Es lautete:

„Mein schönes Mamachen!

„Mir geht es gut hier; alle haben mich lieb, und ich habe sie alle sehr lieb. Du hattest mich das ABC schreiben gelehrt; von Tante Sofia habe ich auch Wörter schreiben

gelernt, und dieser erste Brief ist an Dich, mein süßes Mamachen. Jetzt kann ich auch bis hundert zählen, und rückwärts, was sehr schwer ist. Ich erwarte Dich alle Tage, und Du kommst nie. Mein Husten war fort, aber gestern ist er wieder gekommen, nur ganz wenig. Ich schicke Dir viele Küsse und Grüße von Tante Sofia, vom Papa Tito und vom blinden Großpapa. Weißt Du? Er kann gar nichts sehen. Schreibe bald.

Deine kleine Bianca."

Dieses Briefchen brachte Mattia eine Aufklärung.

„Hast du das wirklich so hübsch geschrieben?" fragte er und streichelte ihr vergnügtes Gesichtchen.

„Gewiß, ich; aber die Tante hat mir ein bißchen geholfen."

„Sie wollte immer an die Mama schreiben, und da habe ich ihr beigestanden."

„Und nun," setzte das Kind hinzu, „müssen wir es ihr auch gleich hintragen."

Tito bemächtigte sich des Briefes und steckte ihn gelassen in ein Couvert. Bianca klatschte in die Hände.

„Die Adresse," sagte er dann, „wird die Tante schreiben; aber wir können den Brief nicht hintragen — denn die Mama ist nicht in Mailand; sie ist fortgereist."

„Wohin denn?"

„Weit fort; aber der Brief wird sie doch finden, wenn ich die Freimarke daraufgeklebt habe. So. Jetzt wird die Tante ihn adressieren."

Sofia schrieb den Namen und fragte, ohne aufzublicken, nach dem Orte.

„Schreiben Sie Barcelona."

Sofia that es.

Die Kleine wollte noch wissen, ob es sehr weit bis zu der Stadt wäre und wann der Brief ankäme; dann entfernte sich Tito, um ihn, wie er sagte, zur Post zu tragen.

Sofia wußte noch nicht, was sie denken solle; nur als der junge Mann zurückkam und sagte, er habe den Brief durch Tomaso in den Kasten werfen lassen, ward ihr klar, daß auch er nicht wußte, wohin Cesira gegangen sei.

Noch an demselben Abend sprach Mattia zu seinem Sohne: „Du begreifst es recht gut, ebenso wie ich; sie fühlt sich nicht sicher, daß Cesira nicht früher oder später zurückkehre und sich

von neuem zur Herrin deines Herzens mache. Es war eine teuflische Schlauheit, sich nicht ins Gesicht blicken zu lassen!"

Auch Tito erschien es so. Aber sie täuschten sich beide.

* * *

Am folgenden Morgen fühlte Sofia das Bedürfnis, ihre ärmliche Wohnung wiederzusehen, ihr Bett, in welchem sie so manchen Traum geträumt, den so schwachen Vater, welcher ihr teuer war, die so starke Schwester, vor der ihr ein wenig bangte. Aber sie fand nur Giuditta daheim.

„Du kommst eben recht; ich fange an, auch an den Spiritismus zu glauben, denn sicherlich hat euer Nero dich geschickt. Also freue dich: ich heirate."

Nachdem sie diese effektvolle Nachricht so unversehens auf Sofia abgefeuert hatte, ließ sie ihr nicht einmal zum Erstaunen Zeit und erklärte in einem Atem, welche Kunstgriffe sie angewendet hatte, um den alten Wechselmakler zur Erklärung zu bringen.

„Die alten Männer," versicherte das schlaue Mädchen, „sind alle mehr oder weniger Schwachköpfe; aber mein künftiger Gatte ist doch stärker, als ich glaubte. Es kostete einige Mühe. — Aber laß dich einmal ansehen; du hast ja gar keine frohe Miene. Man möchte glauben, du freuest dich nicht, daß ich mich verheirate. Geh nur, kleine Schleicherin, du bist ja auch auf gutem Wege."

Und wahrlich, Sofia sah nicht froh aus. Und wie hätte sie heiter sein können, da ihr kindlich einfaches Herz ärger denn je von einem der vielen tückischen Gedanken ihrer schlaflosen Nächte bestürmt wurde? Der war es, daß die Welt sie auch für eine Schleicherin halten würde, die auf ein gutes Geschäft ausging. Ihr war, als höre sie schon hinter ihren Schritten die Reden: Jene andre hatte wenigstens ihre Schönheit, diese aber hat doch auch gar nichts.

Giuditta glaubte nicht, daß einer aus ihrer Familie anders als zufrieden mit dem ihr zu teil gewordenen Glück sein könne, und so wie Sofia nur fragte: „Es ist also eine ausgemachte Sache?" antwortete sie vergnügt: „Mehr als ausgemacht! Mein Alter hat keine Zeit zu verlieren; das Aufgebot wird nächstens stattfinden, dann halten wir schnell Hochzeit. Uebrigens sage ich nur so: ‚mein Alter', er zählt noch nicht fünfzig Jahre. Wenigstens versichert er es mir;

der Aermste fürchtet, es könne mir leid werden, ihn zu nehmen, wenn er volle fünfzig wäre."

Dieser Cynismus war so unbefangen, daß selbst Sofia mitlachte.

„Nun laß uns von deiner Angelegenheit sprechen, denn, siehst du, ich habe fortwährend daran gedacht. Rede, rede."

„Aber ich habe nichts zu sagen."

„Du heuchelst ein wenig, nimm's nicht übel — als ob ich nicht alles wüßte —"

„Und was weißt du?"

„Ich weiß, daß der Signor Tito sterblich in dich verliebt ist, und daß es nur noch an deinem Entschluß fehlt — o bitte, mache nur kein solch betrübtes Gesicht, denn es ist vergebens — ich weiß es vom Papa; dem Papa hat es dein Verehrer selbst gesagt, als er es eines Tages nicht mehr unterdrücken konnte. Papa wollte dir sogleich den Kopf zurechtsetzen, aber dein Signor Tito bat ihn, noch nicht mit dir darüber zu sprechen. Und wirklich, um kein Wort gegen dich fallen zu lassen, besucht dich der Vater seit fünf Tagen nicht. Jeden Morgen sagte er: ‚Entscheidet sie sich heute nicht, so gehe ich morgen und sage ihr meine Meinung.'"

„Darf ich hineinkommen?" unterbrach eine bescheidene Stimme hinter der Thür.

„O Tonio! Was verschafft uns das Vergnügen?"

„Papa Salvi ist mir auf der Straße begegnet und hat mir die frohe Neuigkeit mitgeteilt," sprach der junge Mann in leichtem Tone; „ich bringe dir meinen besten Glückwunsch."

„Schönen Dank," antwortete Giuditta; „ich nehme ihn gern an, denn ich weiß, daß du mir immer zugethan warst und daß du aufrichtig bist. Hast du meinen Zukünftigen schon gesehen? Nein? — Schön ist er nicht, nicht einmal jung, aber man kann nicht alles haben, was man möchte."

„Was liegt an der Schönheit? Die Schönheit kann einem den Kopf verdrehen, aber glücklich macht sie nicht."

Dieser Ausspruch war schon halb über Tonios Lippen, als er empfand, daß er seine alte Liebe verletzen könne; dennoch brachte er ihn, nicht ganz ohne Selbstgefälligkeit, zu Ende.

Giuditta verstand sehr gut, und ohne des Vetters Gleichgültigkeit übelzunehmen, drückte sie ihm die Hand und sagte: „Ich freue mich recht, daß du so sprichst."

„Und du, Sofia, wie geht es dir?" fragte der junge Mann.

Sofia ging es gut; aber sie hatte schon zu lange verweilt, und der Blinde erwartete sie.

„Spielst du auch vormittags?“ fragte Giuditta.

Sofia antwortete nicht. Was die Schwester ihr gesagt hatte, lag ihr im Sinn und beunruhigte sie, ebenso daß Tonio, und gerade in diesem Augenblick inneren Kampfes, dazwischen getreten war; sie konnte es nicht erwarten, hinaus zu kommen und den Widerstreit mit ihrem Gewissen auszufechten.

„Du gehst wirklich schon?“

„Ja, ich muß gehen; leb wohl, Giuditta, leb wohl, Tonio.“

„Ich gehe auch,“ sagte der Vetter.

Während das junge Mädchen die langen Treppen hinabstieg, fand sie mehrmals den Mut, sich selbst, die Zukunft, Tito, alles zu opfern und zu ihrem Gewissensbedenken und zur Welt zu sprechen: „Schweigt alle, jetzt seid ihr doch zufriedengestellt!“ Und wiederum mehrmals fand sie den kühnen Gedanken, Tito, den Papa und sich selbst glücklich zu machen und freudig ihrer eignen Bedenken und des bösen Geredes der Leute zu spotten.

Tonio ging schweigend hinter ihr hinab.

„Wohin gehst du?“ fragte Sofia ihn.

„Ich begleite dich, wenn es dir nicht lästig ist; es ist lange her, daß wir diesen Weg miteinander gemacht haben.“

Sie gingen weiter.

Nachdem Tonio eine ganze Strecke entlang geschwiegen hatte, begann er langsam und mit einer tiefen, zum Herzen dringenden Stimme: „Bist du noch nie inne geworden, daß ich ein Dummkopf bin? Daß ich dazu bestimmt scheine, immer zu spät für mein Glück zu kommen? Nein? Du hast das niemals wahrgenommen?“

„Ich verstehe dich nicht,“ entgegnete Sofia unsicher.

„Fast verstehe ich mich selbst nicht. Ich begreife nicht, warum ich so lange damit gewartet habe, dir meine Gedanken auszusprechen, und das Bedürfnis, sie dir mitzuteilen, jetzt fühle, wo es zu nichts nutzen kann.“

Und da Sofia nicht fragte: „Welche Gedanken?“ fuhr Tonio fort: „Ich weiß, daß der Signor Tito dich lieb hat und daß du es erwiderst; weiß, daß ihr glücklich sein werdet und daß niemand sich darüber so aufrichtig freuen wird wie ich. Denn auch ich bin dir gut gewesen, bin es noch und fühle, daß ich es immer sein werde. Ich möchte sagen, daß ich dich stets geliebt habe, ohne es zu wissen, während mich dünkte,

ich könne nicht ohne Giuditta leben; aber mit Recht würdest du mich auslachen."

Sofia sah den Vetter mit ihren guten Augen an, aus denen so viel Nachsicht und so viel Milde sprach.

Sie gingen noch ein Weilchen schweigend dahin; Sofia suchte nach einer Antwort für Tonio, um ihn nicht zu betrüben, um ihn zu trösten, und auch um nachher weder ihre eignen Worte noch ihr Schweigen zu bereuen. Sie wählte den Ausweg, die Wahrheit zu sagen.

„Ja, es ist wahr; Signor Tito hat mir gesagt, daß er mir gut ist, und auch ich habe ihn lieb. Aber noch habe ich seinen Antrag nicht angenommen."

„Du wirst ihn annehmen," sagte Tonio traurig; „du mußt es, wenn du seine Neigung erwiderst."

Sofia schüttelte den Kopf.

„Du weißt nicht. . . . An meiner Stelle würdest du wie ich handeln; dessen bin ich so gewiß, wie ich sicher bin, daß du der großmütigste und aufrichtigste Mensch bist."

„Ist das möglich? . . . Ist's möglich?" . . . unterbrach Tonio sie, und seine Stimme zitterte.

„So möglich," antwortete Sofia mit trübem Tone, „wie daß ich nicht mehr an Glück glaube — ich spreche nicht von dir; daß du glücklich werden wirst, bin ich überzeugt — und du verdienst es — aber ich glaube nicht an mein Glück."

Sie hatten die Hausthür der Bondi erreicht.

„Aber — wenn — im Fall du lehntest ab — dann?"

„Dann würde ich unverheiratet bleiben."

Bei diesen Worten blickte sie ihren Vetter ruhig an, der ihre dargebotene Hand nahm und sie ein Weilchen schweigend festhielt.

„Ein Mädchen, das jemand beglücken kann, ist verpflichtet, es zu thun. Mache dir kein Bedenken daraus, glücklich zu werden."

Beide lächelten wehmütig.

„Lebe wohl!"

„Lebe wohl!"

Sofia verweilte auf der Treppe, um ihre Thränen zu trocknen.

Tonio ging rüstigen Schrittes seiner Schule zu. Er ging erhobenen Hauptes dahin, wie ein Eroberer, nicht ein Muskel zuckte in seinem schwermütigen Gesicht; nur ein paar Thränen waren ihm auf die Backen gerollt, und er achtete nicht einmal

darauf. Aber wohl beachteten es die Leute, welche ihn mit so vermessenem Ausdruck und mit thränenbenetztem Gesicht einherschreiten sahen.

* *
*

„Was gibt's?“ fragte Sofia den Diener.

„Ihr Herr Vater ist da, er wartet schon ein Weilchen im Salon.“

In der That schritt Papa Salvi darin auf und ab. Seine Tochter hielt ihn an.

„Du bist hier allein?“

„Ich war nicht immer allein; deine Bianca hat mir viel vorgeplaudert; auch Signor Tito war einen Augenblick hier, mußte aber in Geschäften ausgehen.“

„Und unser lieber Blinder?“

„Vor kurzem kam auch er und sagte, du habest mich aufsuchen wollen; da schien es mir am besten, dich zu erwarten.“

Papa Salvi wählte seine Worte.

Sofia begriff, daß die Stunde gekommen war, um offen zu reden; sie nahm in einem Sessel Platz und sprach mit Ergebung: „Du willst mir etwas sagen — sprich nur.“

Die ganze Zeit über, welche Papa Salvi auf und ab gehend zugebracht, hatte er sich verschiedene rednerische Künste zurechtgelegt, die ihm zu dem Herzen seiner Tochter Eingang verschaffen sollten; auch zwei oder drei kleine Szenen sich ausgedacht, in denen er Sofias Worte so gut voraussah, daß er sie selber gesprochen und sich selbst siegreich beantwortet hatte; — aber seine ganze Strategie wurde durch diesen ersten unvorhergesehenen Schachzug zunichte gemacht.

Da er nicht wußte, was antworten, trat er hinter den Sessel des Mädchens und streichelte ihr die Stirn, das Haar, das traurige Gesichtchen.

„Ich habe dir nichts zu sagen,“ sprach er dann einschmeichelnd; „du hingegen müßtest allerhand mit deinem Vater zu reden haben.“

Sofia dachte einen Augenblick über diese Worte nach, dann erhob sie den Kopf, um dem Blick des Alten zu begegnen.

„Vielleicht hatte ich unrecht, gegen dich zu schweigen, aber ich that es, weil ich deine Ruhe nicht stören, weil ich allein kämpfen wollte, bis ich endlich überwunden hätte.“

„Und hast du überwunden?“

„Noch nicht," sprach Sofia demütig; „ich hänge noch zu sehr am Glück."

Auf diese verzagten Worte beging Papa Salvi den dummen Streich, die eingenommene vorteilhafte Stellung aufzugeben, um sich seiner Tochter gegenüber zu setzen, gerade unter ihren gutherzigen und traurigen, aber entschlossenen Blick. Indem er sich nach einem Stuhle umsah, fiel ihm ein niedriges Sitzbänkchen ins Auge, das er unbedenklich nahm. Und als er nun sein wirres Haupthaar von der Hand des jungen Mädchens gestreichelt fühlte, wuchs ihm der Mut, seine väterliche Meinung auszusprechen. Er sagte langsam: „Ich möchte deinem freien Willen nicht Gewalt anthun, aber ich muß dir sagen, diesmal ist dein Gewissen kein guter Ratgeber. Auch versichere ich dich, nicht das Gewissen ist es, was in dir spricht, sondern eine unbegründete Bedenklichkeit."

Er ließ dem jungen Mädchen Zeit, über des Vaters Worte nachzudenken, ehe er mit seiner schon vorbereiteten Rede fortfuhr: „Sieh, Tochter, ich nehme es dir keineswegs übel, daß du nicht an die Beruhigung denkst, welche es deinem alten Vater gewähren müßte, euch beide wohlhabend versorgt zu sehen; daß du nicht daran denkst, wie befriedigt ich sterben würde, nachdem ich erst noch ein Weilchen mit meinen Töchtern gelebt, mich über ihren Reichtum gefreut hätte . . ."

„Ach, sprich nicht so, liebster Papa," unterbrach ihn Sofia; „sage es nicht, denn du denkst es nicht, du denkst das Gegenteil."

„Doch sage ich es, und ich wiederhole es. — Ich hatte mir ausgedacht, eine Woche bei Giuditta zuzubringen und wohl zwei bei dir; Giuditta hätte Nachsicht mit mir, weil ich im Hause meines Schwiegersohnes, des Wechselmaklers, freilich nicht die künstlerische Atmosphäre fände; während im Hause meines Schwiegersohnes, des berühmten Künstlers . . ."

„Schweig, Papa, schweig; du thust dir unrecht."

„Wie das? Ich thue mir unrecht! Warum denn?"

„Weil du dein eignes Ich verleugnest. Du warst immer arm und schämtest dich dessen niemals; dein ganzes Leben hindurch kämpftest du gegen die Armut an durch den Stolz; und nun möchtest du mir vorreden, du wollest auf deine alten Tage durch den Reichtum deiner Töchter eine Tugend zerstören, oder sagen wir nicht Tugend, wenn du willst . . ."

„Ja, ja, sagen wir es nur — eine Tugend, eine Tugend."

„Oder vielmehr eine Kraft, die du so schwer errungen

hast. Du kannst nicht ein andrer werden, als du immer gewesen bist; du wirst dem Stolz treu bleiben, der dich durch deine Malerei unbefriedigt gelassen hat, aber ausgefüllt durch deine Liebe zur Kunst. Deine Töchter waren Zeugen der Opfer, die du brachtest, um sie die Schule besuchen und die Musik erlernen zu lassen, und verlangen nicht, daß du dir selber jetzt so untreu werdest, wie du es thust. Wäre Giuditta hier, so könnte auch sie dir sagen, daß wir dir für alles von Herzen dankbar sind."

Papa Salvis Augen, welche noch immer in die des jungen Mädchens blickten, hatten nicht mehr den festen, lebhaften Ausdruck; plötzlich umdüsterten sie sich, als kehre er den Blick in sein Inneres und gewahre dort etwas, das er zuvor nicht gesehen oder falsch gesehen hatte.

„O, es wird dir jetzt selbst klar, lieber Papa," fuhr Sofia fort. „Du wolltest mir etwas einreden, das du später bereut hättest. Und du thatest es, weil du dir eingebildet hast, der Reichtum trage sehr viel zu dem Glück eines Mädchens bei und es könne ohne einen Gatten nicht leben."

„Das glaube ich auch wirklich," murmelte Papa Salvi.

„Aber das übrige nicht; du gestehst es ein? Nun siehst du! Und ich hatte mir sogar gesagt . . ."

„Was hattest du dir gesagt?"

„Daß die reichen Heiraten deiner Töchter dir in den Augen der Welt geschadet haben würden."

„Warum? — Ach, jetzt verstehe ich. ‚Dieser Papa Salvi hat sein Schäfchen zu scheren verstanden — nie hat er ein Gemälde fertig gemacht, aber seinen Töchtern zwei Goldrahmen verschafft. Ein großer Künstler, der Papa Salvi!' Das ist's, was die spöttische Welt gesagt hätte, nicht wahr?"

Sofia antwortete nicht; sicherlich, das war es.

„Die Welt schwatzt viel," suchte Papa Salvi noch zu behaupten; „aber man muß kein Gewicht auf das Gerede der boshaften Leute legen."

„Das thue ich auch nicht; es war nur ein Gedanke unter vielen; er kam und schwand wieder. Aber andre blieben und einer läßt mir keine Ruhe."

Der alte Salvi, der sich zum erstenmal seinem eignen Ich gegenübergestellt fand, durchforschte sein Gewissen als Mensch, als Vater, als Künstler; bei den letzten Worten des Mädchens verweilte seine Seele einen Augenblick, um dann das unruhige Suchen von neuem zu beginnen.

„Sage mir, welche Gedanken blieben? Wir wollen deine Gewissensbedenken fest ins Auge fassen," versicherte Papa Salvi.

Aber die Kühnheit dieser Rede strafte der niedergeschlagene, zerstreute Ausdruck Lügen.

„Sehen wir ihnen denn ins Auge," sagte Sofia traurig; „mein erstes Bedenken war, daß weil Giuditta einen reichen Gatten gefunden hat, ich nicht gerade das Paar voll machen müsse. — Es war der Stolz, es war dein Stolz, welcher mir im Blut liegt, der so zu mir sprach; doch bei längerem Nachdenken fand ich diesen Einwand unbegründet —"

„Desto besser; die Leute schwatzen gern; wenn sie können, reden sie einem alles mögliche Böse nach; aber im Grunde ist ihnen alles gleichgültig."

„Dann kam das Bedenken, die Leute möchten dich verleumden —"

„Immer die Leute —"

„Aber um aufrichtig zu sein, es hielt nicht lange Stich. Dann —"

„Dann?" forschte Papa Salvi weiter.

„Dann trat mir Tonio vor die Seele, dem ich so gut gewesen zu sein glaubte, als — er gar nicht an mich dachte, als ich nicht — an einen andern dachte —"

Papa Salvi schwieg; er ließ diesen Gedanken von selbst vorübergehen, bevor er sagte: „Und welcher Zweifel noch?"

„Armer Tonio!" — sprach Sofia leise.

„Und welcher Zweifel noch?" drang Papa Salvi in sie. „Soll ich ihn dir nennen? Du hast gefürchtet und fürchtest noch, daß der Signor Tito ein Stück seines Herzens bei jener unseligen Frau gelassen habe, in die er sich einst verliebte. Du bist nicht recht sicher, daß diese Frau häßlich geworden ist, und dir ist bange, wenn er sie schön wiedersieht, möchte er aufs neue in ihre Netze geraten."

Das war eine von den vielen Phrasen, welche Papa Salvi sich zurecht gemacht hatte; nur fehlte der ironische Ton, in welchem er sie vorbringen wollte, um seine Rolle gut durchzuführen; er hatte sogar mit der dumpfen Eintönigkeit eines schlechten Anwalts gesprochen, welcher nicht an den Sieg seiner Beredsamkeit glaubt.

„Gestehe die Wahrheit; ist das deine Befürchtung?"

Sofia antwortete nicht, und Papa Salvi fuhr fort: „Nun wohl, so wisse, daß Tito selbst es war, der mich, mich

und Mattia Bondi, auf diesen seltsamen Gedanken einer im voraus genährten Eifersucht brachte."

Sofia schüttelte den Kopf.

„Eifersucht ist nicht das rechte Wort, sagen wir Eigenliebe, Gefühl für Würde der Gattin."

Kein Wort, wie es schien, drückte so recht den Gedanken aus.

„Sagen wir gar nichts; aber ich kann dir sagen, Tito ist sicher, ganz sicher, daß jene Frau sein Herz für immer verloren hat. Du glaubst es nicht?"

„Ich glaube es."

„Weil er sich dachte, daß jener Gedanke dich beunruhigen könnte, hat er der verschleierten Frau ins Gesicht zu sehen versucht, in der Hoffnung, sie sei noch immer schön und er könne dir sagen, daß es ihn gleichgültig gelassen habe."

„Ich weiß," erwiderte Sofia. „Das hatte ich alles verstanden, ehe er es mir sagte."

„Nun denn — also?"

„Also begreifst du nichts," versicherte Sofia.

Papa Salvi durchspähte eilig seine Gedanken, ob er etwas vergessen habe; und da er nichts fand, legte er sich aufs Erraten.

„Die Kleine — Bianca? O, warum nicht gar! Was fällt dir ein, daß sie ein Hindernis deines Glückes sein soll? Oder für Titos Glück? Wenn du das kleine Geschöpfchen lieb hast — und sie verdient es, weil sie ein so gutes Kindchen und dir anhänglich ist — dann müßtest du froh sein, eine Rolle zu übernehmen, die dir ohne Anstrengung gelingen wird: die Rolle der Mutter."

Sofia sah ihrem Vater fest ins Gesicht und sagte: „Ja, ich möchte wohl Biancas Mutter sein, ich wäre es aus aufrichtiger Zuneigung, ich werde es sein, solange es mir vergönnt ist; aber es ist unmöglich, daß ich mit Vorsatz zwischen die Kleine und . . . ihre Eltern trete."

„Aber was weißt du davon, ob . . .?"

„O, sprich nicht so — man liest es in ihrem Gesicht. Und auch wenn ein Zweifel darüber bliebe, das Gewissensbedenken würde seine Stärke behalten, solange eine Möglichkeit vorhanden wäre . . ."

„Welche Möglichkeit?"

„Daß diese Frau und Tito, wenn sie sich einst begegnen sollten, das Bedürfnis fühlen, in Gemeinschaft die arme

Kleine zu lieben, der sie das Leben gaben. Ich will kein Hindernis sein für die Erfüllung einer Pflicht. Dies kleine Wesen hat ein Anrecht auf den Namen dessen, dem sie ihren Ursprung verdankt. Meinst du nicht auch, lieber Papa?"

Der alte Salvi ließ den grauen Kopf auf die Brust sinken. Nach kurzem Schweigen erhob er sich und küßte seine Tochter auf die Stirn.

„In dir erkenne ich die rechtschaffene Seele deiner guten Mutter wieder."

Als er den Salon verlassen hatte, suchte er den Blinden und Tito auf und sagte mit demütigem Ausdruck:

„Ich habe kein Glück gehabt, meine Tochter hat mich unverrichteter Sache abziehen lassen." Und als er das ganze diplomatische Gespräch mitgeteilt hatte, schloß er mit etwas größerem Selbstgefühl: „Mein Mädel bediente sich eben der Waffen, die sie daheim gefunden hat, mit denen meine Dahingeschiedene und ich gekämpft haben."

Da aber Mattia und Tito andre Dinge im Kopf hatten, als zu erkunden, welche Waffen das gewesen seien, kam dem alten Künstler ein Bedenken, und er brachte aus Bescheidenheit den Satz nicht zu Ende. Sonst würden sie selbigen Tages erfahren haben, daß Papa und Mama Salvi die Schwerter der Gerechtigkeit und des Stolzes geführt hatten — welche Rüstzeuge die Welt, durch den Mißbrauch, den sie damit treibt, zu zwei elenden Stummeln abgenützt hat.

* * *

Eines Morgens verkündigte Tito dem Blinden und dem Papa Salvi, daß er sich eben auf den Weg mache, um die Anerkennung seiner Tochter ins Werk zu setzen.

„Ich glaube, es wird dazu der Zeugen bedürfen; wollen Sie einer davon sein?"

Ob er es wollte! Papa Salvi thäte nichts lieber; nur bezweifle er, daß die Sache so leicht abzumachen sei; jedenfalls könne man es versuchen; er kannte mehrere beim Standesamt Angestellte, weil er sich dort schon wegen des Aufgebotes seiner Giuditta erkundigt hatte. Er war bereit, mitzugehen, und sie machten sich auf.

Als der Blinde allein war, fiel ihm ein, daß in der Bibliothek ein Buch sein müsse, dessen er sich früher zuweilen

bedient hatte, und er ging fort nach der Zimmerthür „seiner" Mädel. „Sofia! Bianca!"

„Ich kann nicht kommen, weil ich Schreibübungen mache," antwortete die Kleine:

Sofia eilte, ihre Hände in die des alten Herrn zu legen.

„Was wünschen Sie?" fragte das junge Mädchen mit weicher Stimme.

„Sie haben geweint," antwortete leise der Blinde, „ich höre es; kommen Sie schnell hier in mein Zimmer und sagen Sie mir, weshalb."

Sofia ließ sich an der Hand führen, und als beide allein waren, gestand sie, daß sie viel geweint habe und es noch oft thun werde, und daß alle Thränen sie nicht zufriedenstellten.

„Und warum?"

„Weil ich eine Undankbare bin; oder wenigstens, weil Sie allen Grund haben, mich dafür zu halten; weil ich vielleicht Verrat an mir selbst übe, während ich recht zu handeln glaube und ein Unrecht gegen andre begehe."

„Sie begehen gar kein Unrecht, Ihre Gründe sind durchaus gültige; Papa Salvi hat es auch zugegeben, und sogar mein Sohn. Sie gehen soeben beide auf das Municipium; Tito will die Anerkennung seines Kindes aussprechen, um auch dieses Hindernis zu beseitigen."

„Seine Tochter anerkennen? Und kann er das, ohne? . . ."

„Ich weiß nicht, ich verstehe nichts davon. Aber wenn Sie mir helfen mögen, so lassen Sie uns zusammen nachforschen. In der Bibliothek muß sich ein in grünen Maroquin gebundenes Buch befinden; auf dem Rücken steht: Codice Civile del Regno d'Italia. Wollen Sie es mir suchen?"

Von der Trittleiter aus las das junge Mädchen die Titel aller Bücher, welche sie mit den Augen erreichen konnte, während Mattia wartend dabei stand. Das Suchen war erfolglos.

„Und doch muß es da sein," sagte der Blinde; „es hat mir einmal gedient, um einen Streit zu schlichten, ich erinnere mich dessen noch ganz gut. — Geduld, Tito wird bald zurück sein, und kann er uns noch nicht sagen, daß die Sache abgemacht ist, so wird er uns, denke ich, wenigstens mitteilen, daß sie ausführbar ist. Jetzt setzen Sie sich hier neben mich, lassen Sie mich hören, ob Sie wirklich zufrieden sind."

„Mit Ihrem Sohne, ja; aber noch nicht in Bezug auf mich; ich möchte, daß jene Frau sich zeigte -- dann würde mein Gewissen weniger beunruhigt sein. Ich sehe ein, daß ich eine Thörin bin — haben Sie Nachsicht mit mir."

Der Blinde hatte Nachsicht mit jeder Schwachheit; er wußte nur zu gut, wie unerbittlich die Gegner jeder menschlichen Glückseligkeit sind, wußte, wieviel Schwäche auch in ein starkes Herz eindringen und ihm heißen Kampf bereiten kann — das alles kannte der alte Mattia und sprach es mit zärtlichen, innigen Worten aus, so, daß er sich zuletzt sagen konnte, er habe den Sieg davongetragen. Tito sagte er es jedoch nicht, als dieser vom Municipium zurückkam, wo seiner großmütigen Ungeduld von einem alten Civilstandsbeamten Zügel angelegt worden waren. Dieser hatte ihm begreiflich gemacht, daß seine Absicht so edel wie möglich sei, sich aber nicht so schnell verwirklichen lasse; es bedürfe einer königlichen Verordnung, um den Civilstandsbeamten zu dem Akt der Anerkennung zu ermächtigen, und um diese Verordnung zu erwirken, müsse man sich an das Appellationsgericht wenden, welches, nachdem es sich versichert habe, daß kein dabei Interessierter sich der Anerkennung widersetze, darüber an das Ministerium berichten würde; dies habe sich dann an den König zu wenden. Kurz, eine Ewigkeit. Und wenn nur keine Hindernisse durch die Beteiligten entstehen . . .

„Welche Hindernisse können denn eintreten?"

„Die durch den Artikel 188 vorgesehenen. Du hast den Artikel 188 nie gelesen? Ich aber, und ich weiß ihn auswendig: ‚Die Anerkennung kann durch den Sohn oder wer sonst dabei beteiligt ist, angefochten werden.' So steht es gedruckt, mir ist's, als sähe ich es vor mir."

„Du besitzest ein Gesetzbuch?"

„Ich habe es aus deiner Bibliothek entnommen; jetzt liegt es dort auf meinem Betttischchen."

„Und was sagt es noch?"

„Vielerlei; im wesentlichen, daß Cesira sich der Anerkennung widersetzen kann."

„Aber sie wird es doch gewiß nicht."

„Ich denke auch nicht; aber das Gericht wird ihre beglaubigte Einwilligung fordern, und jetzt wissen wir nicht einmal, wohin diese Frau gegangen ist."

Während er den Sohn in Anklagen gegen das Geschick und das Gesetzbuch sich Luft machen ließ, sah der Blinde ein,

daß der Augenblick gekommen war, um den letzten entscheidenden Zug zu thun, und deshalb sagte er zu Tito: „Warte hier auf mich.“

Geradeswegs, als sei ihm sein Pfad erhellt, ging er nach Sofias Zimmerthür und klopfte an.

„Ich komme noch einmal, liebe Tochter, um Sie mit gutem Gewissen zu versichern, daß Sie meinem Tito das sehnlich erwartete Wort aussprechen können; sagen Sie es ihm sogleich, denn er hat es verdient. Aber was gibt's? Was fehlt Bianca?“

„Als sie sich eben noch im Schreiben geübt hatte, wurde ihr unwohl; ich wollte, daß sie sich aufs Bett legte, und jetzt scheint ihr besser zu sein.“

„Ja, mir ist ganz wohl, lieber Großpapa,“ stammelte Bianca, fieberhaft zitternd.

Der Blinde befühlte Hände und Stirn der kleinen Kranken, er streichelte ihr das heiße Gesichtchen. „Es ist nichts,“ sprach er. Aber indem er vom Bett zurücktrat, sagte er wie zu sich selbst: „Das fehlte noch! Armer Tito! — Tito!“ rief er laut.

„Wo ist er?“

„Drüben; ich sagte ihm, er solle mich erwarten.“

„Soll ich gehen?“

„Ja, gehen Sie.“

Das junge Mädchen durcheilte wie verstört den langen Korridor. Sie suchte nach den mildesten Worten, um Biancas Fieberanfall mitzuteilen, und fand nicht eins, das nicht schonungslos gewesen wäre.

„Nun denn,“ sprach Tito, indem er auf Sofia zueilend ihre Hände ergriff und ihr tief in die mitleidsvollen Augen blickte.

„Ja, alles, was Sie wollen, alles, was die andern wollen; ich habe keinen Willen mehr.“

„Im Gegenteil, Sie sollen einen haben, den, mich lieb zu gewinnen, denn noch bin ich Ihnen nicht lieb.“

„O, sprechen Sie nicht so.“

„Ich will es nie mehr sagen, aber gedacht habe ich es oft. Also, wir sind einverstanden? — Du wirst es nicht bereuen?“

„Ich hoffe, nein; um zu bereuen, müßte ich den Kampf wieder aufnehmen, und ich habe schon so viel gekämpft. Ich will's nicht länger, das verspreche ich Ihnen. Aber versprechen

auch Sie mir, daß, wenn es Ihnen binnen einem Monat leid wird . . ."

„Also sind wir einig?" unterbrach Tito sie.

„Wir sind einig, daß, wenn Sie nach einem Monat mich noch wollen, ich Ihre Gattin werde. Einen ganzen Monat lang bleiben wir Freunde wie bisher. Wollen Sie das?"

Titos Antwort war das Wagnis eines Kusses, der auf die Haare des jungen Mädchens traf.

„Kommen Sie jetzt mit mir, um nach Bianca zu sehen, die unwohl ist."

„Was fehlt ihr?"

„Sie hat ein wenig Fieber, aber es wird nichts von Bedeutung sein."

„Und der Arzt?"

„Ich habe nach ihm geschickt; er wird gewiß bald kommen, ängstigen Sie sich nicht. Sie sollen sehen, wir machen sie schnell wieder gesund."

Armer Mattia! Ihm war es versagt, auf dem Gesicht seines Sohnes die von der Besorgnis nur zurückgedrängte Freude zu lesen; er versuchte die Bedeutung des zärtlichen Tones zu erraten, mit welchem Tito zu der kranken Kleinen sprach, aber Sofias Schweigen schien ihm nicht natürlich; um den Zweifel zu lösen, ging er in den anstoßenden Salon und rief von da laut: „Sofia!" Das junge Mädchen eilte zu ihm.

„Liebe Tochter, vorhin sagte ich Ihnen, Sie könnten mit voller Sicherheit das von Tito ersehnte Wort aussprechen, denn schon seit längerer Zeit dachte mein Sohn daran, Bianca als Kind anzuerkennen. Was meinen Sie, wohin das Gesetzbuch gekommen war, das wir vergebens suchten! Ob Sie es wohl erraten?"

„Signor Tito hatte es genommen."

„Jawohl, er hatte es sich geholt; und nun werden Sie ihm also sagen, wonach er so verlangt?"

Sofia lehnte schweigend den Kopf an die Brust des alten Herrn.

„Du hast es ihm schon gesagt, nicht wahr?" flüsterte Mattia ihr ins Ohr. „Dem Himmel sei Dank! Und nun wollen wir unser Kind wieder gesund machen."

* * *

Da standen sie alle zu Füßen des Bettchens, während der Arzt die kleine Kranke sorgfältig untersuchte; man hörte nichts als Biancas schweres Atmen, bis der Arzt das Schweigen unterbrach und, indem er der Kleinen liebkosend über die Stirn strich, „so, jetzt bin ich fertig“ zu ihr sagte.

„Nun?“ fragte der Blinde.

„Es wird nichts Schlimmes sein, noch liegt nichts Ernstes vor; ich komme heute abend wieder.“

„Mir fehlt gar nichts,“ sprach das Kind, vor Fieber zitternd.

„Sehen Sie, Bianca sagt es auch — aber ich komme doch wieder; ist dir's lieb?“

„Kommen Sie nur.“

Tito sagte nichts, unverwandt blickte er auf das kleine Geschöpf, dem er vielleicht das Leben gegeben hatte.

„Komm her, Papa,“ befahl die Kleine, und Tito eilte zu ihr, um das fieberheiße Gesichtchen abzuküssen, während der Arzt ein Rezept schrieb.

„Lassen Sie dies sogleich machen, und geben Sie ihr halbstündlich einen Eßlöffel davon.“

Zu Sofia, welche ihn bis an die Thür begleitete, sagte der Arzt ungefragt: „Es ist ein so gebrechlicher kleiner Körper.“

Das junge Mädchen hatte die Kraft, ihn zu fragen, ob Gefahr vorhanden sei.

„Für jetzt nicht; doch es kann auch eine ansteckende Fieberkrankheit sein.“

„Masern?“

„So hoffe ich, aber möglicherweise auch Scharlachfieber, Typhus, Pocken; heute abend wird es sich zeigen.“

„Hoffen wir das Beste,“ sprach Sofia gepreßt.

Aber sie hoffte nicht. So stark in ihrer Hingabe an die Idee menschlicher Gerechtigkeit, fühlte sie sich, ach, so schwach, wenn sie an das Verhängnis dachte, worin die Menschen die Gewalt des Zufalls erblicken, das aber gewiß ebenfalls Gerechtigkeit ist, nur verstehen wir sie nicht.

Auch ihr, so viel sie sich bemühte, gelang es nicht, dies grausame Gesetz zu ergründen; sie hatte nur eine unbestimmte Anschauung davon, wenn sie sich sagen zu müssen glaubte: Du bist es, welche ihr das Todesurteil gesprochen hat; ohne den Tod der armen Kleinen zu wollen, sogar von dem Wunsch erfüllt, daß sie leben möchte, um von dir und von ihrem

Vater geliebt zu werden, bist du es dennoch, welche die himmlische Gerechtigkeit aufgerufen hat.

Und in der That, wenn das Kind in jene Welt hinüberginge, so wäre alles geebnet; ihr Gewissen würde sie dann nicht länger hindern, in der Verbindung mit Tito eine unbegrenzte Glückseligkeit zu finden.

Sie kehrte an Biancas Bett zurück und verließ sie fast den ganzen Tag über nicht mehr, um stets eine Liebkosung für sie bereit zu haben; nur wenn die Kleine zu einem ruhigen Schlummer die Augen schloß, suchte sie Tito und Mattia auf.

Der junge Mann hatte den Rest des Tages darauf verwendet, nach Cesira zu forschen, ob sie etwa in Mailand geblieben wäre, hatte sich aber überzeugt, daß sie an demselben Abend abgereist war, wo sie ihr Kind übergeben hatte. Wohin war sie gegangen? Zunächst nach Nizza, aber dann? Nach Marseille und vielleicht nach Barcelona. Der Polizeibeamte, an welchen der junge Mann sich wendete, versprach, sich mit der Sache zu beschäftigen, in einigen Tagen solle Tito mehr erfahren. Das war dessen ganze Ausbeute an Nachrichten.

Andre Mitteilungen brachte Papa Salvi; Giudittas Verlobung war veröffentlicht, jeder konnte es auf dem Municipium oder in irgend einer Zeitung lesen. Der Alte vermeldete es mit einer gewissen Zurückhaltung, sogar mit einiger Wehmut, und nur als Sofia sagte: „Ich freue mich Giudittas wegen," nickte er zustimmend.

Während man den Arzt erwartete, ging Tito in das Zimmer der kleinen Kranken, bald darauf folgte ihm Sofia. Als die beiden alten Künstler allein waren, sagte der Blinde: „Hören Sie, Papa Salvi, jetzt haben wir es höchst dringend, Biancas Mutter zu benachrichtigen, denn Sie müssen wissen, daß ansteckende Fieber leicht tödlich werden. Niemand weiß, wohin die Unglückliche gegangen ist, aber wir wissen, wo sie vor drei Jahren war; in Buenos Ayres, als erste Liebhaberin engagiert. Es muß in Mailand irgend ein Journal geben, das sich mit Schauspielern beschäftigt."

„Mindestens ein paar solche gibt es," berichtigte Papa Salvi.

„Meinen Sie nicht, wenn wir nur wüßten, wo sich gegenwärtig die Gesellschaft befindet, zu welcher Cesira gehörte, so wäre schon ein Schritt gethan."

Papa Salvi begriff sofort alles und wollte nach dem Büreau des Journals gehen.

„Ja, gehen Sie nur," sagte ihm Mattia.

Als der Blinde in das Zimmer der Kleinen treten wollte, blieb er einen Augenblick auf der Schwelle stehen, weil Bianca laut sprach. Sie schien zu den Anwesenden zu reden.

„Gottes Lohn! Recht gut. Sie sagen, die Eule war eines Bäckers Tochter. Ach Herr, wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht, was wir werden können. Gott segne euch die Mahlzeit!"

„Bravo, mein Töchterchen!" rief Mattia vergnügt aus. „Also geht dir's gut, nicht wahr? Aber was sagst du denn da Schönes her?"

Tito trat vom Bett zurück und legte seine Hand in die des Blinden, während die kleine Kranke fortfuhr: „Ich hoffe, alles wird gut gehen. Wir müssen geduldig sein; aber ich kann nicht umhin, zu weinen, wenn ich denke, daß sie ihn in den kalten Boden gelegt haben."

„Was spricht sie?" forschte der Blinde halblaut.

Nun antwortete Tito: „Sie redet im Fieber, ein paar Sätze aus einer Rolle ihrer Mutter sind ihr im Gedächtnis geblieben."

Sofia sagte nichts, sie erneuerte beständig die Eisumschläge auf des Kindes Stirn; zuweilen, wenn Bianca die frische Kühlung fühlte, blickten ihre Augen in die der Pflegerin, das junge Mädchen lächelte sie liebevoll an, und aus diesem Lächeln strahlte noch Zuversicht, während ihr Gedanke nur den Schmerz zu ermessen vermochte, welcher sich für dieses Haus vorbereitete.

Der angstvoll erwartete Arzt kam inzwischen. Schon das glühende Gesicht der Kleinen ließ ihn erkennen, daß die Sache sogar ernster war, als er geglaubt hatte, und das noch nicht unzusammenhängende, aber vom heftigen Fieber eingegebene Faseln des Kindes machte es ihm klar, daß wenig Hoffnung blieb. Jedoch war er vorsichtig und ließ seine Gedanken nicht laut werden.

„Hat die Kleine vielleicht mit unbedecktem Kopfe in der Sonne gestanden?"

„Nein, weder heute noch jemals; wir gingen täglich miteinander in den Garten, aber das Kind blieb nie lange auf einem Fleck."

Die Antwort schien den Arzt zu befriedigen, denn er fragte nicht weiter.

Bevor er ging, empfahl er dringend an, ihr die ganze Nacht hindurch Eis auf den Kopf zu legen. „Es muß jemand bei ihr wachen."

„Ich werde wachen," versprach Sofia.

Sobald sie allein waren, schmiegte das junge Mädchen sich mit warmer Zärtlichkeit an den Blinden. „Sie sollen sehen, ihr werdet sehen, daß wir sie durchbringen."

„Ach, möchte der Himmel es wahr machen!"

Neben dem Bett sitzend, suchte Tito dem umherirrenden und ausdruckslosen Blick seines Kindes zu begegnen, das nur mit Mühe die Augen offen hielt. Dann und wann sagte er halblaut zu ihr: „Ist dir besser?"

Und die Kleine antwortete leise: „Jawohl! Sie sagen, die Eule war einst des Müllers Tochter . . ."

Spät abends kam Papa Salvi und warf einen Blick in das Krankenzimmer; zu Sofia und Tito sagte er nichts, gab aber Mattia Bondi durch Anstoßen mit dem Ellbogen zu verstehen, daß er ihm etwas mitzuteilen habe und jener ihn in einem andern Zimmer erwarten möge. Mattia ging hinaus und Salvi folgte ihm.

„Es hat mich einige Mühe gekostet, aber es ist mir gelungen. Denken Sie sich, das Büreau des Journals wird um fünf Uhr geschlossen, aber gewöhnlich um neun wieder geöffnet. Nachher habe ich von neun bis elf Uhr, ohne zu weichen, gewartet, weil der Direktor ins Theater gegangen war. Endlich kam er und war sehr freundlich gegen mich; wir haben nachgeschlagen und gefunden, daß dieselbe Gesellschaft, die vor drei Jahren in Buenos Ayres gewesen, jetzt in Barcelona ist. Könnte man nur das Verzeichnis der Gesellschaft haben, sagte ich. ‚Das kann ich Ihnen heraussuchen.' Wirklich fand er es sehr bald, aber Cesiras Name ist nicht darin, und die Rollen der ersten Liebhaberin sind in der Hand einer andern Künstlerin, die der gute Direktor persönlich kennt. Das ist alles, was ich erforschen konnte; ich weiß nicht, ob es wenig ist."

„Durchaus nicht wenig," versicherte Mattia, „aber nicht ganz das, was ich hoffte. Wir müssen nach Barcelona schreiben, der dortige Direktor wird gewiß antworten, und in einer Woche können wir etwas erfahren."

„Wenn der Direktor etwas weiß."

„Natürlich. Wollen Sie für mich schreiben?"

Mattia Bondi und Papa Salvi brauchten nicht viel Zeit dazu, worauf Tomaso den Brief nach dem Centralbahnhof tragen mußte, damit er mit dem Frühzuge abginge.

Am folgenden Morgen hatte Biancas Fieber fast aufgehört und das Phantasieren gleichfalls; dennoch war der Arzt durch diese Besserung nicht befriedigt, welche Sofia, Tito und mehr als alle andern Mattia beruhigte, der, so oft er an das Bettchen trat, erst die eine, dann die andre Hand der Kleinen ergriff und zufriedengestellt hinwegging, um die ihm eigne kühne Meinung auszusprechen, nämlich, daß der Doktor ebenso wie die andern sei — das heißt ein rechter Esel.

„Die Aerzte," äußerte er einmal, „übertreiben gern das Uebel, um sich des Gelingens einer schwierigen Behandlung rühmen zu können."

Dennoch fand der Arzt Gehör, als er Sofia befragt hatte und ihr Vorsicht anempfahl.

„Wer hat in dieser Nacht gewacht? Sie, nicht wahr? Nun wohl, ich verbiete Ihnen, heute wieder zu wachen."

Man beschloß nun, nach einer Krankenwärterin zu schicken. Sie kam noch an demselben Tage vor Sonnenuntergang, als man aus dem Sinken der Kräfte und einigen unzusammenhängenden Worten der Kleinen schließen konnte, daß das Fieber sich wieder einstelle.

Diese Pflegerin gehörte der Barmherzigen Schwesterschaft an, und als sie in ihrem nachtschwarzen Gewande von grobem Stoff hereintrat, schien sie die Verzweiflung dahin mitzubringen, wo schon die Hoffnungslosigkeit eingekehrt war; aber sie hatte ein jugendlich hübsches, wenn auch leidendes Gesichtchen, und bei den ersten sanften Worten, welche sie an die kleine Kranke richtete, sah Bianca die Neuangekommene verwundert, aber ohne Widerstreben an.

„Wie heißt du?"

„Schwester Anna."

In dieser Nacht und während der folgenden lag Bianca im Fieber und wies jede Arznei zurück; delirierend rief sie häufig nach ihrem „schönen Mamachen", und in dem Wahne, die Mutter habe ihr geschrieben, beschäftigte sie sich mit der Antwort, welche sie auf das Kopfkissen schreiben wollte.

Währenddessen erwartete man aus Barcelona irgend eine Mitteilung des Schauspieldirektors, und statt dessen kam aus Nizza ein Brief Cesiras.

Sie beklagte sich, daß ihr Töchterchen der Mama nicht ein paar Worte geantwortet habe, als diese ihr aus Marseille ein Briefchen geschickt; das Herz, wirklich einzig das Herz sage der unglücklichen Mutter, daß ihr Kind nicht wohl sei. Sie beschwor, ihr unverweilt beruhigende Gewißheit zu geben.

Alle hielten dies für eine der mannigfaltigen Formen des Komödiespielens, aus welchem diese weibliche Natur zusammengesetzt sei, aber keiner gab seiner Empfindung Worte; nur behauptete der gerade anwesende Papa Salvi, ihm sei noch niemals ein Brief durch die Post verloren gegangen. Und das war kein Paradoxon.

Er selbst übernahm es, der Mutter zu schreiben, wenn sie ihr Kind noch lebend in die Arme schließen wolle, so möge sie eilen, denn es sei vielleicht keine Zeit zu verlieren; und gegen diese harte Form regte sich niemands Gewissen, nicht einmal Sofias Erbarmen, so sehr waren alle überzeugt, daß Cesira nichts anders könne, als immerfort Komödie spielen.

Aber am andern Tage kam aus Barcelona die erwartete Antwort, in welcher der Theaterdirektor bedauerte, von seiner früheren ersten Liebhaberin nichts weiteres zu wissen, als daß sie seit einem Jahre der Bühne nicht mehr angehöre. Da durchaus kein Grund vorlag, an der Aufrichtigkeit dieser Worte zu zweifeln, begann man zu glauben, daß Cesira die Wahrheit gesagt habe; nun wünschte Sofia, die Herbheit von ihres Vaters Brief zu mildern, und schrieb einen tröstlicheren, worin sie versicherte, es scheine wirklich — aber in der That schien es nicht so — daß der Zustand der Kleinen sich bessere; auf alle Fälle jedoch möge sie sich beeilen, denn Bianca rufe immer nach ihr.

Nachdem die Krankheit verschiedene Formen angenommen und den Arzt viele Tage lang in Ungewißheit zwischen Gehirnentzündung und Pocken erhalten hatte, erklärte sie sich endlich als Unterleibstyphus. Der Arzt hoffte, daß das Fieber, durch Bäder und eiskalte Einhüllungen bekämpft, die zum Leben notwendigen Organe nicht versengen werde. Schwester Anna, die in Sofia eine fast ebenso wie sie selbst geschickte Krankenpflegerin gefunden hatte, machte diese Einhüllungen zweimal am Tage. „Ach, wie schön das ist!“ sagte die kleine Kranke, wenn sie diese Kühlung auf dem glühenden Körper empfand In das erfrischende Betttuch eingeschlagen, fühlte Bianca sich

wieder aufleben; ihre Gedanken ordneten sich dann, ihr freundliches Geplauder und selbst ihr Scherzen kehrte zurück.

„Ich möchte euch streicheln, weil ihr beide ein so gutes Gesicht habt, aber ich kann auch nicht einmal den Arm bewegen, so dicht habt ihr mich umwickelt.“

Und alle mußten herbeikommen, um sich der Wonne mit ihr zu erfreuen.

Einmal sprach sie: „Habt ihr kein Bild von Mamachen? Zu Hause gab es so viele; da war eins im weißen Kleide, mit aufgelösten Haaren, sie nannten es Ophelia, das war sehr schön!“

Tito sagte nicht, daß er diese Frau auch oft gemalt habe; Sofia hatte es auf der Zunge, wagte es aber nicht auszusprechen.

„Mamachen wird kommen.“

„Ich glaube nicht daran, du hast mir's so oft gesagt.“

„Aber jetzt wird sie kommen, ich versichere dich.“

Tito sagte nichts; ohne das Gespräch zu unterhalten oder abzulenken, ließ er es zu Ende gehen, und sobald nicht mehr von Cesira die Rede war, holte er aus seinem Atelier eine kleine eingespannte Leinwand, Palette und Pinsel.

„Was willst du jetzt machen?“

„Was ich schon längst gethan hätte, wäre ich sicher gewesen, dich auf eine Stunde ruhig vor mir zu erhalten; ich will das Bild einer kleinen Kranken malen.“

In diesen letzten Worten zitterte die tiefe, vom scherzenden und zärtlichen Tone zurückgedrängte Bewegung.

„Was dir nur einfällt,“ sagte Bianca, „mich jetzt zu malen, wo ich krank bin; wer weiß, wie häßlich ich aussehe!“

Alle schwiegen; die Künstlerhand, durch das Herz des Vaters beseelt, versuchte eine Weile, die Züge des abgezehrten Gesichtchens festzuhalten, dem das Fieber einen ungewöhnlichen Glanz verlieh; aber der Pinsel, welchem die Sicherheit schon bei der Skizze versagte, mußte sein Werk aufgeben.

„Ich kann nicht, es gelingt mir nicht, morgen will ich's versuchen.“ Er legte Palette und Pinsel auf einen Stuhl nieder und beugte sich über die Kleine. Es war ein langer Kuß.

* * *

Eines Vormittags erschien Giuditta.

„Weißt du?“ sagte sie zur Schwester, „ich wollte schon früher kommen, sobald ich vom Papa hörte, daß es mit dir in Richtigkeit sei — nein? — immer noch nicht? Na, es wird schon werden, das meiste hast du bereits gethan, und das übrige wirst du auch zu machen wissen. Und wenn du es nicht zu stande bringst, weißt du, wer es thut?“

Sofia wußte nicht.

„Die Vorsehung, an die ihr so fest glaubt; der Papa wird doch seinen Freund schon befragt haben.“

„Seinen Freund?“

„Nun ja, Nero; und Nero mußte ihm antworten, daß die menschlichen Dinge den Geistern zwar unerforschlich bleiben, solange sie fern sind, aber wenn sie in Sehweite kommen, so müsse ein Geist, der seine Sache versteht, sie mit bloßem Auge erkennen. Und mich dünkt, die Vorsehung hat die Angelegenheit in die Hand genommen.“

„Ich verstehe dich nicht,“ versicherte Sofia.

„Ist auch nicht nötig; wie geht es heute mit der Kleinen?“

Nun wurde Sofia der verborgene Gedanke ihrer Schwester klar, und sie antwortete nicht sogleich; erst als Giuditta dringender fragte: „Es steht nicht etwa schlimmer als bisher?“ meinte die Schwester, es gehe besser.

„Täuscht mein Wunsch mich nicht, so scheint mir heute, daß das kleine Wesen durchkommen wird. Alle haben sie sehr lieb! Auch der Papa sagte, sie mache ihm einen bessern Eindruck — erwarten wir, wie der Arzt urteilt, wir hoffen noch immer.“

Sofia schien zu flehen, daß man ihr diese Hoffnung lasse, und sie war zufrieden, als auch die Schwester sagte: „Hoffen wir es denn.“

Aber bald darauf gewann die Aufrichtigkeit der Natur Giudittas wieder die Oberhand, und sie behauptete, daß man auf die Hoffnung nicht viel Wert legen dürfe, weil die Hoffnung nur ein Spielzeug ist und die wahren Mächte des Lebens — und des Todes — andre sind.

„Je, was ich da Schönes gesagt habe! Im Munde unsers Deklamationslehrers hätte es Eindruck gemacht — dir thut es weh? Sei nicht böse; siehst du, ich bin nun 'mal so. Sprechen wir von etwas andrem. Weißt du, was der Papa sich ausdenkt?“

„Nein.“

„Ich glaubte, du wüßtest es, deswegen bin ich eigentlich gekommen. Hast du nicht etwa dem Papa eine kleine Rede gehalten?"

„Was für eine Rede?"

„Ueber die Liebe zur Kunst, über Armut, Stolz — besinnst du dich nicht? Vielleicht hast du es gethan, ohne es recht zu wissen — und seit dem Tage will der Papa nichts mehr davon hören, in meinem Hause zu leben; er werde, sagt er, sein Leben so fortführen wie bisher, auch ferner in den alten Dachstuben wohnen und höchstens, um nicht mutterseelenallein zu sein, unsre Mädchenkammer an irgend einen Künstler vermieten, der ebenso arm ist wie er. Du erinnerst dich nicht, ihm etwas gesagt zu haben, das ihm diese Thorheit in den Kopf gesetzt haben kann?"

„Allerdings — aber nicht das ist's, was ich ihm gesagt."

„Nun gut, er glaubt aber, darauf sei es gezielt, oder ist wenigstens überzeugt, dir Freude zu machen, wenn er so handelt. Er selbst hat es gesagt: ‚Sofia wird meinen Plan billigen.' Aber laß du mich ein paar Worte hören, daß du ihn durchaus nicht billigst, damit ich's ihm heute abend wiedersagen kann. Denke dir, welche Figur wir spielen würden, wenn wir beide reiche Männer heirateten und unsern Vater in seiner früheren Lage ließen — unter dem Vorwande, daß er immer in Dürftigkeit gelebt hat und es noch ein Weilchen länger thun will. Und wie würden unsre Gatten sich dabei ausnehmen? Meinem Zukünftigen habe ich's schon gesagt — und er geriet in großen Zorn — Zorn eines Wechselmaklers, versteht sich . . ."

„Es kommt jemand," sprach Sofia leise.

Der Arzt kam und begab sich, nachdem die Schwestern ihn im Salon begrüßt hatten, sofort in das Zimmer der Kleinen.

„Ich gehe," sagte Giuditta, „aber wir sind einverstanden; sprich du ein bißchen mit dem Papa, auf dich hört er leicht."

„Laß mich nur machen — leb wohl."

Giuditta entfernte sich, und Sofia ging dem Arzte und den andern nach, die alle um das Krankenbett standen. Bianca war an dem Morgen vor Tagesanbruch erwacht, hatte, wie sie pflegte, nach Schwester Anna gerufen und eine Weile in dies gutmütige, bleiche, von einem weißen Tuche umrahmte Gesicht geschaut; hatte dann gesagt, sie sei noch müde, und schlummerte seitdem wieder.

„Mir scheint, es geht ihr besser," versicherte Sofia.

Der Arzt erwiderte nichts, und Sofia befragte eindringlich Schwester Anna.

„Das Fieber scheint überwunden zu sein, ihre Haut fühlt sich kühler an."

Tito und Mattia blieben mit ineinander gelegten Händen am Fußende des Bettes stehen; es war, als blickten sie beide dem Schicksal fest ins Gesicht, das endlich seinen erbarmungslosen Ausspruch thun sollte.

„Die Krankheit hat von neuem die Form der Gehirnentzündung angenommen," sprach der Arzt langsam, „es bleibt wenig Hoffnung."

Tiefes Schweigen folgte dieser Erklärung.

Eine Weile hörte man nichts als die schweren Atemzüge der Kranken, dazwischen dann und wann zusammenhangslose Worte; der Doktor stand nachsinnend, mit gekreuzten Armen, die andern harrten unbeweglich auf irgend eine Hoffnung. Und aus Mitleid gab der Arzt diesen verzweifelnden Herzen noch eine, indem er ein Rezept schrieb.

„Lassen Sie es sogleich machen."

„Was ist es?" fragte Mattia.

„Eine Salbe. Sie werden ihr die Stirn damit einreiben — auf den Kopf Eis, eine große Quantität zerstoßenes Eis in einer Blase."

Und da niemand die Frage that, welche in aller Seele war, sagte der Arzt beim Fortgehen: „Die Natur besitzt ungekannte Mittel, sich zu helfen."

Den ganzen Tag über schien die Kleine zu schlafen; nur wenn die Eisblase gewechselt wurde, öffnete sie die Augen, als suchte sie jemand, und murmelte unverständliche Worte.

Es kam die grausame Nacht heran, für die Kranke von Delirium erfüllt, für die Wachenden voll banger Furcht. Gewöhnlich ließ Sofia um die Dämmerstunde Licht bringen; aber an jenem Tage, erregt von Gedanken an die Schwester, an das Geschick des kleinen Wesens, welches bereit schien, sich zu dem großen Fluge aufzuschwingen, blieb sie am Bette sitzen, schloß gleichfalls die Augen und versenkte sich in Nachsinnen.

„Mama!" murmelte die Kleine, und bei diesem Worte fuhr Sofia auf. Als sie die Augen öffnete, fand sie sich fast im Finstern, erriet aber, daß es Schwester Anna war, welche, an der andern Bettseite knieend, ihr Gebet sprach.

In dem Augenblicke wurde geräuschlos die in den Salon führende Thür geöffnet, und zwei schattenhafte Gestalten überschritten die Schwelle. Die eine näherte sich ohne Zögern, es war der Blinde.

„Sofia?“ fragte er leise, als er das Bett der Kranken streifte.

Als jetzt der Blick des Mädchens auf die an der Thür verweilende Gestalt fiel, war ihr alles klar.

„Hier bin ich.“

„Mein Sohn bedarf Ihrer. Aber hier ist es finster — wie mir scheint.“

Ohne ein Wort zu sagen, zündete Sofia die Lampe an. „Ave Maria,“ sprach Schwester Anna, welche sich soeben vom Gebet erhob; „Ave Maria,“ erwiderte Sofia und ging ohne Zaudern nach der Thür.

Als sie an Cesira vorbeistrich, erfaßte diese Sofias Hand und wollte sie küssen. Ihr Gesicht trug das Gepräge der Angst, der Ermüdung, der Schlaflosigkeit; sie sah vor sich hin, nicht auf ihr sterbendes Kind, ihr Blick haftete nicht auf dem Leid, welches bereits über sie gekommen war, sondern auf einem andern, fernen, unabwendbaren. „Dank!“ war alles, was sie sprach.

Tito wartete im Salon. Kaum war Sofia in seiner Nähe, so fragte er, indem er ihre Hand nahm: „Ist sie noch schön?“

„Wunderschön!“

Er fragte nichts weiter. Seine Verlobte fest an der Hand führend, ging er mit ihr in das Krankenzimmer, und Sofia gelang es erst, die ihrige zu lösen, als sie am Bette standen.

Die unglückliche Cesira, welche der Kleinen Worte der Liebe ins Ohr flüsterte, wendete den Kopf und begriff alles ohne die leiseste Mißempfindung.

„Sie erkennt nicht einmal mehr, daß ich sie liebkose,“ sprach sie mit gedämpfter Stimme und heftete auf Tito die großen Augen, um derentwillen so viele Thränen geflossen waren.

Eine Flut bitterer Worte strömte Tito zu, aber er lächelte nur schmerzlich, und Cesira beugte sich über ihr Kind und bedeckte es mit Küssen.

„Mama!“

„Sie hat Mama gesagt, sie hat mich erkannt!“ ver-

kündete sie halblaut den Umstehenden. „Ja, Mamachen ist gekommen, sie verläßt dich nicht mehr; was kümmert sie die ganze Welt, wenn sie ihr Kind hat?"

Nach einer Weile sprach sie mit demselben Tone, aber ohne jemand anzusehen: „Jetzt sagt sie Papa, ihr Stimmchen ist wie ein Hauch."

Tito, der noch, mit dem bittern Lächeln auf den Lippen, am Bette stand, rührte sich nicht.

Aber Biancas Stimme wiederholte laut „Papa!" und nun trat der junge Mann zu Häupten des Bettes, während die unselige Frau, welche der Sterbenden das Leben gegeben hatte, das Gesicht in den Betttüchern verbarg.

Sofia war im Hintergrunde des Zimmers zu dem Blinden getreten und hatte ihre Hand in die seinige gelegt, ohne zu sprechen.

„Deine Hand zittert," bemerkte Mattia, „was ist dir? was geht jetzt vor?"

„Mir ist nichts, wirklich nichts, ich fühle mich wohl, ich fühle mich stark; lassen Sie uns einander Mut einflößen."

„Wird sie sterben?" fragte er mit halber Stimme.

„Nein, sie darf nicht sterben; wir wollen den Himmel anflehen, daß er sie nicht sterben lasse."

Schwester Anna, die sich ebenfalls genähert hatte, entgegnete: „Bitten wir darum!" Aber kopfschüttelnd gab sie zu verstehen, daß dies Gebet vergebens sein werde.

Sofia hingegen, mit der vollen Gewalt ihrer starken und wahren Liebe, jener Liebe, welche ganz Erbarmen ist, rief den Himmel an, daß er den kleinen Engel auf Erden weilen lasse und ihn der Zärtlichkeit seiner Eltern schenke; dem Schmerz bot sie sich zum Opfer dar.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Arzt sprach es nicht aus, daß eine Katastrophe bevorstehe, vielmehr empfand er diesen Seelen gegenüber, welche ihn um Mitleid anzuflehen schienen, eine so lebendige Teilnahme, daß er sie immer noch in ihrer Selbsttäuschung ließ.

„Sie atmet ruhiger," bemerkte Mattia, indem er sein weißes Haupt bis zur Berührung mit dem Köpfchen der Kranken niederbeugte. „Ist das nicht ein gutes Zeichen?"

Der Arzt bejahte es; beim Fortgehen begleiteten der Blinde und Schwester Anna ihn, um ihn nochmals zu befragen.

Als so die Hoffnung zum letztenmal in den verzweifeln-

den Herzen aufatmete, hatte Tito einen kühnen Augenblick, wo er sich stark fühlte und das Geschick sich unterwerfen zu können glaubte.

Durch einen Blick gab er Sofia zu verstehen, daß er mit Cesira allein zu sein wünsche, die den Kopf an das Bett gelehnt und ihr Gesicht mit einem Ende des Betttuches bedeckt hielt.

„Cesira!“ sprach der junge Mann.

Die unglückliche Mutter blickte auf.

„Cesira!“ wiederholte Tito mit fester, ruhiger Stimme. „Dein Kind wird nicht sterben, es muß leben bleiben.“

„O, wenn der Himmel es wahr machte.“

„Der Himmel wird uns erhören, wenn wir ihm versprechen, dessen würdig zu sein, daß Bianca uns erhalten bleibe.“

Cesira verstand den Sinn dieser Worte nicht, sie heftete die großen verhängnisvollen Augen in das Gesicht des Mannes, welcher sie einst geliebt.

„Ich wollte mein Kind amtlich anerkennen, konnte es aber noch nicht, weil deine Zustimmung erforderlich war.“

„Ist es möglich? Du wolltest —? Und . . .“

„Sofia war einverstanden, sie hat sogar zuerst den Gedanken in mir angeregt.“

Nach einer Pause sprach Cesira: „Das gute Mädchen! Du wirst sehr glücklich mit ihr sein . . .“

Tito schnitt ihr die Rede ab. „Jetzt handelt es sich darum, was du thun wirst, was du uns zu thun gestattest, wenn unser Kind hergestellt ist. Sage, sage es schnell — wir haben keine Zeit zu verlieren — deine Worte, dein aufrichtiges Versprechen — ein guter Geist harrt ihrer, um sie hinaufzutragen!“

Der junge Mann machte den Eindruck eines Begeisterten, er beherrschte die schöne Frau, welche ihn einst besiegt hatte.

„Ich will alles thun, was du forderst,“ sprach gedemütigt und zitternd Cesira.

„So gelobe dem Himmel, daß, wenn er uns Bianca läßt, du sie nicht abermals in der Welt umherführen willst.“ Nach kurzem Schweigen fuhr Tito mit gedämpfter Stimme fort: „Was könntest du aus ihr machen? Eine Schauspielerin?“

„O nein! Aber mein Kind! — Ihr für immer entsagen?“

„Du würdest stets ihre Mutter bleiben, und wenn du sie aufsuchen möchtest, und wenn sie dich zu besuchen wünschte . . .“

Um Cesiras Lippen spielte ein bittres Lächeln. „Sie wird es nie wünschen — ich bin gewiß, daß sie unter eurem Einfluß euch bald mehr als ihre Mutter lieben würde. Sprich, ist es nicht so, liebes Herzchen?“

Aber der Kuß, welchen sie auf des Kindes Stirn drücken wollte, erstarb in einem wilden Schrei.

„Ach, ich höre keinen Laut mehr! Sie sieht mich noch an, aber ich höre nichts — nichts mehr, mein Kind, mein Liebstes — sag mir, es ist nicht wahr, daß dein Herz nicht schlägt — sag es deinem Mamachen — sprich, sprich.“

Alle eilten herbei, um die Unglückliche zu entfernen. Nun beugte sich Tito über sein Kind und horchte lange, ob der kleine Mund nicht doch noch einen Hauch entsende. Dann erhob er sich schweigend, ohne ein Zeichen seines Schmerzes im Antlitz, und verließ das Zimmer der kleinen Entschlafenen.

„Gehen Sie, gehen Sie,“ riet Schwester Anna dem Blinden und Sofia, „gehen Sie und sprechen Sie ihm zu, ich bleibe bei der armen Verzweifelnden.“

Sofia eilte Tito nach und sie ließen sich auf dem Sofa im Salon nieder, um miteinander Herz an Herz zu weinen.

* * *

Der Blinde war geblieben. Am Bette stehend, breitete er mitleidsvoll die Arme aus und murmelte: „Cesira!“ Aber die unglückliche Mutter hörte nicht auf ihn, sie wendete sich in den Krallen des Schmerzes, bald wütend, bald leise Fragen an ihr Kind richtend. Schwester Anna, die sie mit kräftigem Arm umfaßt hielt, verhinderte den schönen Kopf auf den Bettrand aufzuschlagen, und jedesmal, wenn es Cesira dennoch gelang, erzitterte das Lager mit einem schauerlichen Klange, und der Blinde wiederholte mit Thränen in den Augen vergebens: „Cesira!“ Dann wich das Toben einer gänzlichen Erschlaffung, und Cesira ließ sich völlig von Schwester Anna beherrschen, die, ohne ihr Gewalt anzuthun, sie bewog, sich in einer Sofaecke niederzulassen. Nun umschritt der Blinde das Bettchen. Als seine zitternden Hände Biancas Gesichtchen gefunden hatten, neigte auch er den Kopf über sie und lauschte lange, ob vielleicht die andern alle sich getäuscht hätten; aber das kleine Herz schlug wirklich nicht mehr. Nun

streichelte er die Stirn und küßte sie. Als er sich wieder aufrichtete, sprach er nochmals: „Cesira!“ aber nur Schwester Anna trat zu ihm.

„Sie hat sich beruhigt,“ sagte sie leise; „lassen wir sie; gewähren Sie sich alle ein wenig Ruhe; ich besorge das Nötige.“

„Sagen Sie ihr —“ sprach Mattia bewegt, „sagen Sie ihr —, daß sie auf mich zählen kann —“

Cesira hörte diese Worte und erhob den Kopf, als wolle sie sprechen, fand aber keinen andern Ausdruck als „Dank“, und der alte Herr ging hinaus, ohne sie verstanden zu haben.

Eine Weile brachte Schwester Anna damit zu, in dem Zimmer alles zu ordnen, damit der irdische Schmerz im Einklang mit der Würde des Todes sei; sie legte die Tücher beiseite, welche das fieberheiße Köpfchen gekühlt hatten; aber als sie das Kind berühren wollte, stürzte Cesira sich ihr entgegen.

„Nein, ich leide es nicht!“

Dann hörte sie, daß Schwester Anna nur die Decken lüften würde, und dabei half auch sie, ohne wilde Ausbrüche, ohne Weinen.

„Morgen thun wir das übrige,“ sagte die Schwester, „folgen Sie mir. Suchen Sie ein wenig zu schlummern, legen Sie sich auf das Bett in der Nebenstube — nein? Nun dann ruhen Sie auf dem Sofa.“

„Ich kann nicht,“ entgegnete Cesira.

„So lassen Sie uns gemeinsam beten, wollen Sie?“

Und ohne weiteres begann Schwester Anna. Cesira hörte ungerührt die lateinischen Sterbelitaneien an, sank aber auf die Kniee neben der Entschlafenen nieder, als die Schwester mit bewegter Stimme, die Augen zum Himmel erhoben, sprach: „Herr, der du allbarmherzig bist, erbarme dich dieser Seele, die sich in der Welt verirrt hatte und zu dir zurückkehrt.“

„Ja, Herr, erbarme dich ihrer,“ murmelte Cesira.

Diesem Gebet sandte Schwester Anna ein andres und noch ein andres nach und in jedem fand Cesira etwas, und war's auch nur ein Wort, welches auf den Grund ihres Gewissens fiel und allmählich einen milderen Widerhall darin weckte.

„Schwester Anna,“ sprach sie, das Gebet unterbrechend, „Schwester Anna, glauben Sie, daß der Herr eine Beichte

annehmen würde, die ich hier, vor meiner entschlafenen Kleinen und vor Ihnen ablegte?"

Schwester Anna dachte einen Augenbick nach.

„Der Herr nimmt gewiß die ihm allein abgelegte Beichte gnädig auf."

„Nun denn — Herr, ich habe viel gesündigt —"

Schwester Anna unterbrach sie.

„Nicht laut; es ist nicht meines Amtes, Sie anzuhören."

Nach einer Pause wünschte sie zu wissen, welchem Orden die Schwester angehöre, und als ihr der Orden der Barmherzigen Schwestern genannt wurde, erkundigte sie sich, ob jeder, wer es auch sei, ein Glied desselben werden könne — womit sie meinte, ob das frühere Leben kein Hindernis für das Amt einer solchen Schwester sei.

„Wir alle bedürfen der Vergebung für irgend etwas, aber Gott ist allerbarmend," sprach Schwester Anna ermutigend.

Kurz vor Tagesanbruch legte Cesira auf das Zureden ihrer Gefährtin den Kopf auf die Kissen des Sofas und fiel in einen unruhigen Schlummer, in dem sie ab und zu die Lippen öffnete, bis sie plötzlich auffahrend, ihrem Elend wieder ins Gesicht sah.

Die Sonne drang durch das Fenster, dessen Läden nicht geschlossen waren; mit ihr drang die Morgenluft ein, das Geschwätz der Sperlinge und die langgedehnte, eindringliche Frage des Staren, dem die entscheidende Antwort dieser Nacht noch nicht klar geworden. Als die unglückliche Mutter ihr totes Töchterchen küßte, fand sie ihre letzte Thräne.

„Du warst so schön!" sprach sie, „und ach, wie bist du nun!"

Eben trat Mattia ein.

„Sie haben nicht geschlafen?" fragte ihn Schwester Anna.

„Wer weiß? Ich kann es selbst nicht sagen," antwortete halblaut der Blinde. „Cesira!"

Cesira ergriff schweigend seine Hand und drückte sie an die Lippen.

„Dieser Brief ist für Sie gekommen," sprach der Blinde.

„Für mich! Wann?"

„Gestern; er ist mit den andern liegen geblieben, als niemand an die Postsachen dachte."

Cesira sah die Adresse an und sagte gelassen, indem sie den Brief einsteckte: „Er ist von ihm, der Brief muß mit

mir zusammen gereist sein und war schon vor einiger Zeit geschrieben. Ich weiß, was er enthält."

Schwester Anna ging in die Küche, um sich durch etwas Bouillon zu stärken; sie fühlte sich erschöpft; Mattia und Cesira blieben allein.

„Nun sagen Sie mir, was Sie zu thun gedenken, sagen Sie mir, ob ich etwas für Sie thun kann?"

„Dank, vielen Dank; ich kann allein leiden, es ist besser, daß niemand mir hilft."

„Aber —" drang der Blinde mit bewegter Stimme in sie, „die, welche mit Ihnen gelitten haben — welche um Sie gelitten haben — wollen keine Rache — verlangen nur nach Frieden. Vielleicht sind wir Egoisten," setzte er mild hinzu, „und um zum Glück berechtigt zu sein, müßten wir die Ueberzeugung haben, daß —"

„Der Himmel mich nicht verlassen wird. — Nein, der Himmel ist großmütig, er hat mir meine Tochter genommen, weil ich sie von mir entfernt hatte, um mich einem andern zu ergeben, dem es lästig war, sie immer zur Seite zu haben; gewiß, der Himmel hat mein Kind aufgenommen, weil ich es nicht mehr genug liebte."

Sie sprach ohne Weinen, mit gleichmäßiger Stimme, den Blick zur Erde gesenkt.

„Ja, ich liebte einen andern mehr als meine Tochter, ich habe ihn sehr, zu sehr geliebt; es war das erste Mal, daß ich wahrhaft Liebe empfand, und in meinem Herzen ist so wenig Raum dafür. Ehe ich ihn kannte, schmeichelte ich mir, stärker als andre Frauen zu sein, weil so viele mit Zärtlichkeit um mein Herz geworben hatten; und ich gab es ihm, der hart und rauh war und mir gebot, ihn zu lieben."

Mattia erwiderte kein Wort, er ließ das peinliche Schweigen dauern, bis Cesira wieder begann: „Der Himmel ist großmütig, denn ich habe die Liebe zu meinem Kinde wiedergefunden und bin nun sicher, daß ich sie immer bewahren werde. Sie erlauben mir, diesen Brief zu lesen?"

Und ohne auf eine Antwort zu warten, öffnete sie das Couvert.

„Liebe Cesira . . ."

„Nein," unterbrach sie der Blinde, „nein."

„Lassen Sie mich laut lesen, es ist mir eine Erleichterung.

„Liebe Cesira!

„Seit lange schon lieben wir uns nicht mehr so wie einst; es ist vergebens, sich darüber zu täuschen, du reisest, und ich lese in deinem Herzen, daß, wenn du in Mailand bist, wenn deine Tochter hergestellt ist, du mir schreiben wirst, um dich von einem drückenden Bande zu befreien. Ich will dir eine Pein ersparen und schreibe dir zuerst. Empfange denn deine Freiheit zurück. Deine sämtlichen Koffer werden dir zugehen; ich verlasse Nizza in zwei Tagen und nehme die Erinnerung mit mir an die Tage der Liebe, welche du mir geschenkt hast."

Schwester Anna kam zurück, gefolgt von Barbara mit den Wachskerzen, welche am Bett der Toten brennen sollten.

„Und was werden Sie antworten?" fragte der Blinde mit gedämpfter Stimme.

„Ein einziges Wort, der Telegraph wird es aussprechen: Dank."

„Was thut jetzt Schwester Anna?"

„Sie zündet die Kerzen für meine Kleine an."

Der Blinde lauschte, und als es ihn dünkte, daß die Lichter brennen müßten, wendete er sich nochmals herzlich an Cesira: „Eins möchte ich Ihnen sagen, Cesira, hören Sie mich?"

„Ja, ich höre, reden Sie."

„Mein Sohn wird heute morgen den Tod Biancas anmelden; wenn er unsres Kindes Vaternamen nennt, so werden Sie es ihm nicht verargen, nicht wahr?"

Cesira verstand anfangs nicht ganz, dann brach sie in einen Freudenschrei aus und sank am Altar ihres entschlafenen Kindes auf die Kniee. Darauf näherte sie sich dem Blinden.

„Sagen Sie jenem guten jungen Mädchen, sagen Sie Ihrem Sohn, daß Cesira — sich würdig machen will, zu beten — und daß sie für ihr Glück beten wird." Als sie auf der Stirn des Blinden eine gewisse Unruhe las, verstand sie sein Gefühl und fragte demütig: „Soll ich mich einen Augenblick zurückziehen?"

Der Blinde nickte bejahend.

Nun drückte Cesira einen langen Kuß auf die Stirn ihres toten Kindes und ging in das Nebenzimmer.

Von dem Blinden benachrichtigt, eilten Sofia und Tito an das Bettchen und standen eine Weile schweigend Hand in

Hand, dann kniete Sofia nieder, während der Vater mit seinen kalten Lippen den so lange ersehnten Kuß fand.

Am Tage darauf war das trauervolle Drama beendet. Bianca schlief in dem kleinen Sarge, unter den Blumen, welche Waisenkinder in das Grab gestreut hatten.

Cesira, die verstohlen das Haus verließ, welches sie im Schmerz beherbergt hatte, wurde nicht wieder gesehen.

* * *

Vierzehn Tage darauf gelobte Giuditta vor dem Civilstandsbeamten, ihrem Wechselmakler überall zu folgen, wohin er gehen würde; und da es dem Gatten beliebte, sofort nach Paris zu gehen, so begleitete sie ihn herzlich gern dahin; denn unter den spärlichen Träumen dieses soliden, durchaus nicht träumerisch angelegten Mädchens hatte es sich diesen zur Verwirklichung in den Flitterwochen aufgespart: den Schauplatz zu besuchen, auf welchem sich so viele Romane Paul de Kocks abgespielt hatten. Aber es war Giudittas letzte Illusion; wenige Tage der Reise genügten, um sie wieder vernünftig zu machen und auf den richtigen praktischen Weg zurückzuleiten, wo die Pferdebahnwagen, die Omnibuspferde, die geschäftigen Wechselmakler, die dahinschlendernden jungen Dämchen, welche noch warten, und die gleichgültigen Damen, die gar nichts mehr erwarten, vorüberziehen.

Zu diesen gehörte Giuditta; in kurzer Zeit hatte sie ihr Leben in eine vollkommene Gleichgewichtslage zwischen Wunsch und Befriedigung gebracht, und da der Wechselmakler wirklich reich und wirklich verliebt war, so hätte Giuditta sich selbst und andern ihre völlige Befriedigung aussprechen können, wäre nicht eine fixe Idee Papa Salvis gewesen.

Dieser, welcher sich in den Kopf gesetzt hatte, sein ärmliches Leben fortzuführen, bewohnte auch ferner die Dachstuben mit den runden Fenstern, unter dem Vorwand der Unabhängigkeit, des Stolzes, der Würde und andrer volltönender Worte.

Um sich vor jeder Versuchung sicherzustellen, hatte er sogar Tonio bewogen, mit ihm zusammenzuwohnen, und Tonio war darauf eingegangen.

Am ersten Tage, als der junge Lehrer seine Hemden und seine Zeichenmappen in Papa Salvis Behausung trug, fand im Herzen des Aermsten ein großer Aufruhr schwermütiger Gedanken statt. Seinen Koffer hatte er zu Füßen von

Sofias Bett niedergesetzt, seine Mappen an das Giudittas gelehnt, und nun stand er lange wie abwesend da, vermeinte, er denke an etwas, wußte aber selbst nicht woran. Als Papa Salvi ihn munter fragte, ob er sich das Bett ausgesucht habe, in welchem er schlafen wolle, antwortete Tonio ebenso munter, es sei ihm stets ganz gleichgültig gewesen, in was für einem Bett er liege. Er wählte Sofias, und fand in jener Nacht Vergnügen daran, bei Giudittas Schirmlampe einen alten Roman zu lesen, welchen das schöne, so heiß von ihm geliebte Wesen dort vergessen hatte; dann glaubte er schläfrig zu werden, aber als er das Licht ausgelöscht, blickte ihm im Dunkel das runde Auge des Fensters lange in sein entsagendes Herz.

Und wozu an Sofia denken, wenn sie doch Tito liebte, und sie sich heiraten sollten?

Es war an einem Septembermorgen; Sofias Trauung wurde ohne Aufsehen vollzogen, und die beiden Zeugen vor dem Standesamt und in der Kirche waren der Wechselmakler und der Zeichenlehrer, welcher in irgend einer Weise auch etwas zu dem Glück seiner Cousine beitragen wollte.

Aber anstatt einer Reise nach Paris wurde ein allgemeiner Ausflug nach Vaprio unternommen. Auch der Blinde nahm teil daran, fröhlicher als alle. Auch der Zeichenlehrer war eingeladen und hatte seinem unerbittlichen Geschick nicht widerstehen können, der vollen Glückseligkeit andrer und seinem eignen Elend ins Gesicht zu schauen.

Er war ziemlich sicher, daß die beiden Gatten von allem unterrichtet seien, denn wie sollte die erste vertrauliche Mitteilung der Gattin nicht darin bestanden haben, die Liebe des armen Tonio zu offenbaren? So flüsterte ihm ein Gedanke zu, in welchem keine Bitterkeit, nur ein harmloser Skepticismus lag. Aber als er dem Wechselmakler und dem Künstler in die Augen gesehen, wurde er inne, daß Sofia es für ihre Pflicht gehalten hatte, ein Geheimnis, welches nicht sie allein betraf, zurückzuhalten, Giuditta jedoch alles ausgeplaudert hatte, nicht aus Prahlerei, sondern in der fixen Idee, aufrichtig sein zu sollen, die eine der Formen menschlicher Selbstsucht ist.

Bei Tische wollte jeder seinen Trinkspruch anbringen. Einer war sehr heiter, der Papa Salvis, welcher auf die Zukunft seiner Kinder trank; ein andrer von wenig Worten, deren Wert aber der großen Mühe entsprach, welche er den

Wechselmakler gekostet hatte, paraphrasierte den Spruch des Schwiegervaters und galt dem Wohl der eignen Kinder.

Tonio war der erste, ihm Beifall zu klatschen, und als ihn der Augenblick gekommen dünkte, auch eine Gesundheit auszubringen, erhob er sich, und über den Tisch gebeugt, näherte er sein gutmütiges Gesicht dem jungen Paare und sprach mit leiser Stimme zu ihnen: „Eine Tischrede kann ich nicht halten, ich sage euch nur: Seid glücklich!"

„Ich danke Ihnen!" erwiderte Tito; „Dank dir!" flüsterte Sofia.

Die längste Tischrede war die des alten Mattia. Er sprach mit gedämpftem Tone, inmitten der tiefen Stille, welche um sein weißes Haupt und seine Blindheit her entstand; er sprach wie ein Patriarch; er rief sich all' die kleinen Hoffnungen zurück, welche ihm als große erschienen zu der Zeit, da er zu bescheiden war, und die Siegestriumphe, welche ihn nie ganz befriedigten; er sprach von der Liebe, welche ihn in seinem Ringen um die Kunst gestärkt hatte, und schloß, indem er sich zu seinem Sohne wandte: „Liebe deine Gattin, liebe deine Kunst, liebe sie innig, wie ich gethan; aber denke nicht an den Glanz des Ruhmes, der den Lebenden selten etwas ist, und von dem wir nicht wissen, was er den Toten sein wird."

Danach begehrte er von seinen Kindern umarmt zu werden, und das Gleiche wünschte Papa Salvi.

Ein großer Teil des Rückweges nach Mailand wurde zu Fuß zurückgelegt, in der Dämmerung; der Septemberabend sandte der heiteren kleinen Schar dann und wann leichte laue Windstöße entgegen, die Sofia und Tito wie die ersten liebkosenden Grüße des neuen Lebens erschienen.

Dann fuhr man in drei netten Wägelchen weiter; der Wechselmakler hatte sie an den Scheideweg bestellt. Als in dem einen der Blinde, Papa Salvi und Tonio Platz genommen hatten, setzte Mattia seine Patriarchenrolle fort; die Stimme erhob er zwar nur, um das Rädergerassel zu überwinden, sprach aber so beredt, daß er den alten Kollegen bewog, ein wenig Gastfreundschaft von ihm anzunehmen.

„Hören Sie mich an," sagte er; „früher arbeiteten wir zu zweien, ich und mein Sohn; jetzt arbeitet Tito für sich allein, und ich sitze stundenlang da und erträume mir Bilder, die ich nicht mehr malen kann. Sie, der Sie das Augenlicht haben, warum treten Sie nicht ein in den Wettstreit um die

Kunst? Jeder muß ihr das Beste weihen, was er vermag, nicht wahr? Also kommen Sie, an meiner Statt zu kämpfen."

Dem direkten Angriff dieser Versuchung gegenüber wollte Papa Salvi zuerst den Bescheidenen spielen, indem er versicherte, der Kunst bereits alles gewidmet zu haben, was er könne; es sei nicht seine Schuld, daß er nicht fähig sei, mehr zu thun; dann aber machte er seine übertriebene Demut wieder gut.

„Gewiß, wenn ich ausreichende Mittel gehabt, wenn mein Geschick sich ein wenig früher erweicht — wenn mir jemand geholfen hätte; wenn . . ."

All diese „Wenn" endigten mit einem Händedruck, und der Pakt war geschlossen. Papa Salvi würde also täglich das Atelier aufsuchen, würde an Mattias Staffelei und mit der Palette des berühmten Künstlers arbeiten.

In einem der andern Wagen hatten die beiden Schwestern Platz genommen; im dritten die Schwäger.

„Verzeih," sagte Giuditta, „wenn ich dir auf ein Stündchen den Gatten raube; aber mich dünkt, auch du wirst das Bedürfnis haben, an diesem großen Tage mit deiner Schwester einen Augenblick allein zu sein."

Sie begann sogleich, von all den Freuden und all den Unannehmlichkeiten zu sprechen, auf welche die Schwester gefaßt sein müsse; sie hatte gehört, daß die Mutter der verstorbenen Kleinen gekommen war, und wußte auch, daß sie schön sei — jawohl, sie wußte alles, denn man erfährt ja immer alles; auch wenn die Schwestern, anstatt sich vertraulich auszusprechen, es für gut halten, zu schweigen, so hat die Welt tausend Zungen zum Plaudern und mindestens zweitausend Ohren zum Hören. Allerdings, auf das Gewesene wird keiner etwas geben, aber jedenfalls bedurfte es in Sofias Falle einer gewissen Vorsicht.

„Es gibt hundert Arten, sich die Liebe des Gatten zu sichern," behauptete Giuditta; „willst du mir sagen, wie du es machen wirst?"

„Ihn von ganzer Seele, ihn wahrhaft lieben."

Giuditta wollte am Hochzeitstage nicht wehe thun und begnügte sich zu sagen, auch das möchte ja eine ganz gute Art sein. Sofia hörte gelehrig die durch Erfahrung bewährten Worte der Schwester an; schließlich, als sie diese überzeugt hatte, daß die Lektion in wohlbereitetes Erdreich gefallen sei,

that auch sie eine Frage, auf welche Giuditta sich beeilte, scherzhaft zu antworten.

„Glücklich? Und ob! Glücklich ich, glücklich er! Ich bin eine rechtschaffene Gattin, und es wird mir nicht schwer werden, meinem Alterchen die Treue zu bewahren; vielleicht würde er es gar nicht einmal so streng verlangen. Aber es liegt in meinem Temperament, treu zu sein."

An jenem Tage hatten Sofia, Tito und Mattia mehr als einmal der Schauspielerin gedacht, aber sie war nie erwähnt worden; zu Hause erwartete sie eine Ueberraschung, ein Brief Cesiras.

Sie sandte von Genua aus den Neuvermählten ihre Glückwünsche und teilte mit, daß sie im Begriff sei, sich von der Eitelkeit der Welt loszusagen.

„Sie hatte es schon gegen Schwester Anna ausgesprochen," sagte unbefangen Sofia.

Der Blinde äußerte nichts, aber Tito ging in seinem Skepticismus so weit, daß es herzlos klang.

„Ihre Worte scheinen anzudeuten, daß sie Nonne werden will; aber Cesira ist noch zu schön; Frauen wie sie weihen sich Gott erst später."

Sofias Hand verschloß seinen grausamen Mund.

Ein neues Leben begann für alle. Papa Salvi, dessen Adern von jugendlichem Blute durchströmt schienen, stand ganze Stunden an der Staffelei und malte die „Illusion". Sein Modell war Mattia; dieser Kopf, leuchtend im Silberhaar seines fleckenlosen Alters, in der noch immer rosigen Gesichtsfarbe, diese Augen, welche nur noch die ideale Schönheit suchten, konnten wahrlich zu einem Meisterstück anreizen.

Auch Tito seinerseits war es nicht schwer geworden, einen Vorwurf zu finden; er hatte sich das Porträt seiner Frau erwählt, und am Schluß jeder Sitzung küßte er sein Modell und fragte: „Wie kommt es, daß du mir immer schöner erscheinst, je länger ich dich betrachte? Hätte ich dich immer so gesehen, wie ich dich jetzt sehe, du hättest mir noch viel mehr Leiden bereitet!"

„Ich habe dir Leiden bereitet?"

„O, wie viele! Aber du wirst deine Strafe bekommen, wenn auch du einst nicht umhin kannst, mich sehr, sehr lieb zu haben."

„Aber ich liebe dich sehr und leide nicht."

„Du wirst mich noch besser lieben lernen — warte nur."

Diese selbstzufriedene Eitelkeit war ein ganz eigentümliches Merkmal seiner neuen Glückseligkeit.

Primo Salvi vollendete sein Bild; endlich einmal vollendete er eins!

Aber während er davon befriedigt war, lobte keiner der Künstler, die eingeladen wurden, um es zu bewundern, das Werk aufrichtig; dagegen priesen alle die Gemälde, welche Papa Salvi nicht fertig gemacht hatte.

Als er nun eines Morgens mißgestimmt erwachte, eilte er geradeswegs hin und wischte die „Illusion" aus. Und jetzt fand sich mehr als einer, der da sprach: „Schade darum!"

Ende.

Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemütvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus liebenswürdige Frauengestalt steht.

Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingehendem Verständnis beobachtet. Dieselben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überraschender und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Diese durch ihren gesunden Humor überaus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern mit voller Kraft aus der unversieglichen Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.
„Durch scharfe und lebenswahre Charakterschilderung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit."
Athenäum.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Miß Braddons liebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühlige Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an ergreifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Anmut und graziöse Leichtigkeit bilden den Grundzug dieser geistsprühenden Novellen des berühmten Dichters.

Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.
Eine Märtyrerin und eine Heldin ist die liebliche Frau, deren Geschick die Verfasserin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung schildert.

Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Neben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesens trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfasser entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Geld-Aristokratie New-Yorks, seiner Adoptiv-Vaterstadt, welchem er edle Charaktere aus gesünderen Sphären gegenüberstellt.

Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Leibeigenschaft spielen sich die ergreifenden Vorgänge ab, welche uns Gréville in diesem düsteren Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der fascinierende Reiz der Ohnetschen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des hochgeschätzten Romandichters eigen, dessen beispiellose Beliebtheit mit jedem neuen Buche zunimmt.

Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Die Auffindung zweier Glocken, der 1618 durch einen Bergsturz verschütteten Stadt Plurs im Bergellerthal hat dem Verfasser Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen dieses berühmte Meisterwerk der neueren französischen Romandichtung in mustergültiger Uebersetzung vorführen.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte sind von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgetroffene Porträts darin zu erblicken meint.

Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Klar und scharf umrissen, ohne störenden Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Thatsachen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Verwicklung fesselt.

Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit der ihm eigenen Schlichtheit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den großen Erfolg seiner Bücher bedingen, weiht uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielklubs ein.

Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Diese frisch u. lebendig erzählte Geschichte erinnert durch ihren freundlichen Humor und die Einfachheit der Schreibweise an Goldsmith, ohne daß durch das Vorbild die Originalität beeinträchtigt würde.

Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Ein Duft jugendlicher Frische liegt auf dieser anmutigen Geschichte des berühmten polnischen Erzählers.

Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Ein durch und durch liebenswürdiges Buch, das den ihm von der französischen Akademie zuerkannten Preis wohl verdient.

Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
In diesem nachgelassenen Roman offenbart sich Conways eminentes Erzählertalent noch einmal aufs glänzendste.

Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.
Mit entschiedenem Glück nimmt der Verfasser den Zusammenprall der Geburtsaristokratie und einer gewissen Kategorie der haute finance zum Vorwurf für seinen geistvollen Pariser Sittenroman.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Ein farbensattes Bild südafrikanischen Lebens voll Glut und elementarer Leidenschaft.

Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Der berühmte Verfasser des „Hüttenbesitzer" bietet uns hier zwei geistvolle Novellen, die sich seinen früheren Schöpfungen würdig anreihen.

Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Ein wahres Meisterwerk hat Feuillet in diesem Roman geschaffen, der einen überaus fesselnden Stoff in vollendeter Form zur Darstellung bringt.

Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Ein hochgestimmtes, frisch aus der Gegenwart heraus geschriebenes Buch, in welchem sich eine ganz ungewöhnliche Gestaltungskraft und ein gesunder Humor offenbaren.

Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Mit warmer Empfindung und behaglichem Humor wird in dieser überaus anmutigen Geschichte die ideale Bedürfnislosigkeit eines vierblättrigen Künstlerkleeblattes geschildert, das, auf das Pariser Straßenpflaster geworfen, sich durch kameradschaftliches Zusammenhalten zu Stellung und Anerkennung emporringt.

Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Die bekannten Vorzüge der skandinavischen Erzählerschule: scharfe Beobachtung, realistische Schilderung und Gemütstiefe offenbaren sich aufs glänzendste in diesem ergreifenden Roman Lies, der darin ein frappantes Bild der gesellschaftlichen Zustände seiner norwegischen Heimat vor dem Leser entrollt.

Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
In Zita beleuchtet Malot mit tiefer Menschenkenntnis das Problem, ob sich die Stellung einer Bühnenkünstlerin mit den häuslichen Pflichten der Gattin in Einklang bringen läßt.

Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Gréville, dem unsere Sammlung schon mehrere mit größtem Beifall aufgenommene Bände verdankt, bietet hier einen Roman von hohem Ernst und ergreifender Schicksalsführung.

Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Zwei echte Perlen sind diese sein beobachteten poesievollen Geschichten aus dem römischen Volksleben, mit dem Voß wie kaum ein zweiter vertraut ist und dem er immer neue und originelle Züge zu entnehmen weiß.

Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Das durch und durch ungewöhnliche Werk eines vornehmen Geistes, in welchem Realismus und Idealismus zu harmonischer Einheit verschmelzen, ausgezeichnet durch Adel der Sprache, Stolz der Gesinnung, innere Wahrheit und festgefügten, gedrungenen Aufbau. Ein Buch von bleibendem Wert.

Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Um auch Lesern mit höheren Ansprüchen zu genügen, muß ein Kriminalroman sehr gut und originell geschrieben sein. Dies ist ein solcher.

Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Dieser Roman zählt zum Besten, was Ohnet geschaffen. Blendende Bilder aus dem Pariser Gesellschaftsleben wechseln mit hochdramatischen Szenen in reicher Fülle. Die Charakterzeichnung ist meisterlich.

Die Kinder der Excellenz. Von Ernst von Wolzogen.
Mit diesem von frischem Humor sprudelnden Bande eröffnen wir eine Reihe von Romanen, in welchen Ernst von Wolzogen den deutschen Adel der Gegenwart in seinen typischen Vertretern und in seinem Verhalten zu den treibenden Ideen der Zeit zu schildern versuchen will.

Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. A. d. Italien.
Ein neues Buch von Farina bedarf keiner Empfehlung; hat er doch längst, wie kaum ein anderer Ausländer, das Bürgerrecht im Herzen deutscher Leser erworben.

YB 03132

M326362